Schillings-Bücher

des Rauhen Hauses.

№ 53 u. 54.

Johann Heinrich Stobwasser's

Lebensgeschichte.

Herausgegeben

von

C. H. Stobwasser.

Hamburg, gedruckt in diesem Jahr.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses.

Preis 2 ß od. 2 Sgr. — 25 Exemplare für 2 ℳ 8 ß oder 1 ℛ 2 Sgr.

Druckerei des Rauhen Hauses zu Horn. 1854.

Die Stobwassersche Fabrik, jetzt schon über 90 Jahre etablirt, erfreut sich eines Rufes, wie wenige neben ihr, und ihre Erzeugnisse haben das Glück, viele Länder der Welt mit Auszeichnung zu durchwandern. So geachtet sie jetzt geworden ist, so klein war ihr Anfang, und der würdige Greis, der sie unter der Leitung seines Vaters stiftete, hat den Seinigen viele interessante Erzählungen darüber mitgetheilt.

Er stiftete sie unter den größten Mühseligkeiten und Drangsalen einer harten Zeit, fast mitten im siebenjährigen Kriege, und schrieb ihr endliches Gelingen nie sich oder seinem Talent, sondern im strengsten Sinn einzig und allein der Gnade Gottes zu, der seine Bemühungen nur dann mit Segen krönte, wenn er sich dieser Gnade ganz hingab. Ein solcher demüthiger Sinn mußte freilich Alles anders erfassen, als es sonst eine gewisse sichere Kraft thut, welche durch Gewinn zu einer Unternehmung verleitet wird; und seine Lebensgeschichte gehört daher zu den merkwürdigsten dieser Art. Er ließ sie aber sehr in Bruchstücken aufsetzen, fügte Manches selbst hinzu, und so ward sie nach seinem Hinscheiden von seinem Sohne Christian Heinrich, dem jetzigen Besitzer seiner Fabriken, unter seinen Papieren gefunden. Dieser will nun versuchen, den vielen Freunden und Verehrern seines seligen Vaters diesen Aufsatz im Zusammenhang vorzulegen, in dem er so Manches ergänzt hat, und er wird ihn daselbst erzählen lassen, wo sich seine Sinnesart klar und deutlich ausspricht.

Johann Heinrich Stobwasser ward in Lobenstein, im Voigtlande, den 16. November 1740 geboren, und seine Erziehung war um so dürftiger, als sein Vater, ein Glasermeister, der bei einem Brande im Jahre 1732 Haus und Hof eingebüßt hatte, sich sehr kümmerlich nähren mußte. Vater Sigismund Stohwasser*) versuchte daher sein Glück außerhalb, indem er in der Gegend umher einen Handel mit kurzen Waaren trieb, und dadurch späterhin die erste Ursache zur Anlegung einer Fabrik wurde. Während seiner öftern Abwesenheit waren Frau und Kinder genöthigt, ihren Unterhalt selbst zu verdienen, und da in Lobenstein viele Tuchmacher wohnten, so gab es keine andre Art des Verdienstes, als Wolle für jene Tuchmacher zu spinnen. Dieser kümmerliche Erwerb vermochte nicht in dem Sohne die große Gutmüthigkeit und Liebe zu unterdrücken, die einen Hauptzug seines Charakters ausmachten, und er erzählt folgenden rührenden Beweis davon:

„Meine Mutter," schreibt er, „liebte mich über „Alles, und übertrug mir die Aufsicht über meine „jüngern arbeitenden Geschwister. Ich suchte ihrem „Gespinst durch das meinige ein besseres Ansehen zu „geben, und da wir einmal recht fleißig gewesen „waren und recht fein gesponnen hatten, so zahlte „mir der Tuchmacher einige Groschen mehr aus, wie „gewöhnlich. Ich konnte daher des Abends der Mut„ter ein Brot, eine Kanne Bier und einen Käse „als Delikatesse mitbringen, da wir uns sonst nur in „Kartoffeln satt essen mußten. Als nun meine Mutter „das Brot vertheilen und mir die ersten Schnitte

*) Der eigentliche Familien-Name Stowasser ward im Kirchenbuche zu Lobenstein im Jahre 1717 mit einem h vermehrt, und dieses h im Jahre 1740 von einem nachdenkenden Küster durch b übersetzt, woraus der jetzige Name Stobwasser entstanden ist, der so oft als Staubwasser gemißbraucht wird.

„geben wollte, da sagte ich ihr: Ach, Mutter, geben „Sie nur den Jüngern satt zu essen, ich kann schon „eher hungern! Bei dieser Aeußerung stürzten der „lieben Mutter Thränen aus den Augen, sie umarmte „mich, und ihre Liebe zu mir steigerte sich zu einem „unvergeßlichen Grade."

„Die frühern Nahrungssorgen haben meinem „äußern Benehmen eine gewisse Unsicherheit gegeben, „die ich in meinem ganzen Leben nicht habe ablegen „können. Wem Alles gleich zu Anfang seines Lebens ge- „lingt, dem legt sich leichter eine gewisse Entschlossenheit „an. Aber die Arbeit war gar zu drückend und ließ „mich wenig frohe Zeit in meinen Kinderjahren haben, „da ich so früh im Leben darauf bedacht sein mußte, „mich und meine Geschwister zu erhalten; ja, meinen „ersten Rock habe ich mir wirklich selbst erspinnen „müssen."

„Meine Eltern hielten mich auf alle Weise an, „ein christliches Leben zu führen, und ermahnten mich „vorzüglich, als ich in die Schule kam, meinen christ- „lichen Vorsätzen treu zu bleiben. Als ich mich daher „etwas zurückgezogen hielt, ward ich auf alle Weise „verspottet, ob ich vielleicht besser sein wolle, als An- „dre. Dieser Spott ließ mich wenig Freude in der „Schule haben. Desto lieber besuchte ich späterhin „die von dem Grafen Reuß XV. gestiftete Classen- „Schule. Dort wurde alle Sonnabend eine Erbau- „ungsstunde gehalten und ich erinnere mich, daß einst „über die Worte aus dem Ebräer-Brief gesprochen „wurde: „Gehorchet euren Lehrern und folget „ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, „als die dafür Rechenschaft geben sollen, „damit sie das thun mit Freuden, und nicht „mit Seufzern, denn das ist euch nicht gut." „Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf „mich, daß ich daheim sogleich in einem Winkel „niederkniete und Gott ernstlich bat, nie das Seufzen „der Lehrer über mich kommen zu lassen, sondern mir

„ein gehorsames Herz zu schenken. Auf meine Mutter, „die mich bei diesem Gebet überraschte, machte es „einen tiefen Eindruck; sie tröstete mich, daß der „Herr das Gebet der Kinder gleichsam sichtbarlich „erhöre."

„Im 13ten Jahre ward ich durch den Superintendenten Orlich zum Genuß des heil. Abendmahls „vorbereitet. Der würdige Geistliche schilderte uns „als den einzigen Weg des Heils die völlige, unbe„dingte Hingabe des Herzens an Jesum, den ge„kreuzigten, für unsre Sünden gestorbenen Heiland „der Welt, und dieser Unterricht hat bleibende Frucht „bei mir getragen, so daß ich mich der göttlichen „Liebe hingab, die nur allein im Stande ist, die „wahre Liebe in uns anzufachen. In diesem Gefühl „genoß ich bei der Feier des heil. Abendmahls eine „Seligkeit ohne Gränzen, denn ich war des Heilands „Eigenthum geworden. Aber ich sollte auch bei nach„maligem Genuß desselben inne werden, daß nichts „leichter erkalten kann, als die feurige Liebe gegen „Gott, unsern Heiland; daß diese Liebe täglich in „uns erneuert werden muß, wenn sie gleichsam einen „innern Heerd bekommen soll, und daß dennoch das „Irdische uns viel näher anliegt, als das Göttliche, „ja daß die Kluft zwischen beiden so groß ist, daß „das Irdische fast feindlich dem Göttlichen gegenüber „steht, die Leidenschaft der Entsagung, der Zweifel „dem Glauben. Es regte sich die menschliche Natur „mit aller Kraft in mir, um die erste religiöse Auf„fassung zu verdrängen; aber die Gnade Gottes ließ „mich immer wieder den rechten Weg finden."

Die Umstände seiner Eltern müssen sich um diese Zeit verbessert haben, denn er erzählt, daß ihm sein Vater einst einen Farbenkasten von der Messe mitgebracht habe. Dieser machte ihm so große Freude, daß er sogleich zu zeichnen anfing, um das Gezeichnete zu coloriren, und Alle, die es sahen, fanden, daß er viel Talent dazu besitze. Niemand war ver-

gnügter darüber, als sein Vater, welcher meinte, nun könne schon Etwas aus dem Söhnlein werden, und ihm daher ankündigte, daß er ihn auf seinen Reisen begleiten müsse, die er meistens zu Fuß unternahm. Diese Ankündigung war ihm höchst erwünscht, denn die erste Reise sollte über Nürnberg, Anspach, Augsburg nach München gehen. Unter diesen Orten war ihm Anspach der interessanteste, weil dort sein Vater lackirte Waaren kaufte, deren Verfertigung damals noch ein Geheimniß war.

Das ehrwürdige, alterthümliche Nürnberg blühte damals, im Jahr 1755, in hohem Glanz. Der Kunstfleiß seiner Bewohner belebte die Stadt auf eine sehr fröhliche Art, und als er die vielen schönen Erzeugnisse sah, da stieg der Wunsch zum erstenmal in ihm auf, etwas Aehnliches hervorbringen zu können. Die Liebe zur Kunst erwachte, als er die ausgezeichneten Arbeiten sah, die sich in den Kirchen von Nürnberg vorfanden, unter denen er besonders bemerkte: das Grab des heiligen Sebaldus, mit 72 größern und kleinern Figuren von Peter Vischer, und sodann alle die schön gemalten Fenster, vorzüglich der Lorenzkirche, wo er sich deutlich des Volkmarischen Fensters erinnerte, dessen Farbenglut ihn ungemein anzog, um so mehr, als behauptet wurde, die Kunst, das Glas so schön zu färben, sei verloren gegangen.

Von Nürnberg kam er mit seinem Vater nach Anspach. Dort ging der Vater sogleich aus, um lakkirte Waaren zu kaufen, welche in damaliger Zeit die besten in Deutschland waren. Als derselbe traurig zurückkam, und sagte, daß er ohne baares Geld nichts von diesem beliebten Artikel habe bekommen können, indem der Verfertiger so viele Bestellungen habe, — ferner, daß derjenige ein gemachter Mann sei, der das Geheimniß besitze, solche Waaren machen zu können, da steigerte sich in ihm der Wunsch, mit diesem Geheimniß näher bekannt zu werden. Da er aber bei der Unerfahrenheit seiner Jugend nicht wußte, wie

er es anzufangen habe, so nahm er sich vor, in des Vaters Abwesenheit einen Mann zu seinem Vertrauten zu machen, den er in der Schenkstube des Wirthshauses öfters gesehen und gesprochen hatte. Das Aeußere dieses Mannes hatte etwas Einnehmendes, so daß er sich eines Morgens früh schon in die Schenkstube begab, um diesen Mann zu sehen. Nach ziemlich langem Warten trat der Mann in's Zimmer, ging freundlich auf ihn zu, und redete mit ihm. Jetzt nahm er keinen Anstand, ihn zutraulich zu fragen, ob er Niemand in Anspach wisse, der das Lackiren verstehe, und es einem Andern lehren wolle. Der Mann hatte bedeutsam dazu gelächelt, und hatte gemeint: wie, wenn er nun selbst derjenige wäre, welcher das Geheimniß wüßte? Er hatte ihm darauf die Zusage gemacht, daß er es ihm unter gewissen Bedingungen lehren wolle, war aber im Augenblick der Unterredung abgerufen worden.

Als nun der Vater bald darauf dergleichen Waaren heim brachte, die er bei einem Mann gefunden, den er lange vergeblich gesucht hatte, und ihm befahl, sich reisefertig zu machen, weil er diese Waaren nach München zum Verkauf bringen wolle, da fiel es ihm schmerzlich auf, daß er den Freund nicht noch einmal sehen könne, von dem er zuversichtlich glaubte, daß er ihn am nächsten Tag in dem Geheimniß unterrichten würde, solche Waaren machen zu können, ja es schmerzte ihn tief, als er endlich dem Vater seine Geschichte mit dem freundlichen Mann erzählte, daß dieser ihn mit seiner Leichtgläubigkeit auslachte.

Von Anspach reiseten sie weiter nach Augsburg. Diese Stadt machte auf den Jüngling einen großen Eindruck, und gefiel ihm dergestalt, daß er seinem Vater äußerte, das sei eine Stadt, in welcher er zu leben wünsche. Dieser meinte, dazu könne wohl Rath werden, und führte ihn in das Haus eines sehr reichen Glashändlers, Namens Höcker, ein, wo er einst als Geselle gearbeitet hatte. Meister Höcker gewann

den Jüngling so lieb, daß er den Vater bat, ihn adoptiren zu dürfen; ein Vorschlag, der um so annehmbarer schien, als Höcker keine Kinder hatte. Es wurden nun Plane gemacht, ihm eine mehr merkantilische Ausbildung zu geben, und ihn die Glasmalerei erlernen zu lassen: ein Wunsch, den er nicht unterdrücken konnte, seit er die schönen Arbeiten Hirschelmann's und andrer alter Meister gesehen. Alles das ward nun durchgesprochen, und der Himmel hing, nach seinem Ausdruck, voller Geigen. Höcker's einzige muthmaßliche Erbin war seines Bruders einzige Tochter. Damit nun das Vermögen des Höcker in der Familie bleibe, machten die guten Alten auch den Plan, daß er diese Tochter des Bruders dereinst heirathen solle. An diesem geheimen additionellen Artikel des Vertrags scheiterte der ganze Plan, denn die zugedachte Braut wollte dem Jüngling durchaus nicht gefallen, und er bekam eine solche Angst, daß er den Vater dringend bat, Augsburg, welches ihm anfangs so gut gefallen hatte, je eher je lieber verlassen zu können. — Alles Zureden half nichts. Der Vater mußte, wiewohl ungern, nachgeben, und so wanderten sie eben so arm und hoffnungslos aus der schönen Stadt heraus, als sie auf Augenblicke sich reich und glücklich dort gefühlt hatten.

Von Augsburg ging es nun auf München zu, und diese Reise ist ihm immer sehr merkwürdig gewesen, so daß er viel davon zu erzählen wußte.

Sie waren mit einem Spitzenhändler von Augsburg ausgewandert, der ebenfalls nach München zum Hauptmarkt reisen wollte. Dieser erkundschaftete bald, daß sie Ketzer waren, und da er sie lieb gewonnen hatte, so versuchte er, sie der alleinseligmachenden Kirche in die Arme zu führen. Seine Anträge deshalb gefielen dem frommen protestantischen Jüngling durchaus nicht, und es wäre unter ihnen zu Mißverständnissen gekommen, wenn der Vater nicht bedachtsam eingelenkt hätte, denn sie befanden sich in einem ganz

katholischen Lande, in welchem es sogar gefährlich war, sich als Lutheraner kund zu geben.

Trotz dieser Vorsicht waren sie von Andern beobachtet worden. Als sie ruhig im ersten Nachtquartier in der Wirthsstube saßen, die gedrängt voller Menschen war, und das politische Hauptgespräch der damaligen Zeit sich um den ketzerischen König von Preußen herumdrehte, gegen den alle katholischen Gemüther in Zorn entbrannten, da trat ein Mensch vor, und zeigte an, daß die beiden Fremden, Vater und Sohn, ebenfalls Ketzer sein müßten, denn er habe bemerkt, daß sie bei drei Crucifixen vorübergegangen seien, ohne ihre Devotion bezeugt zu haben. Alles gerieth über diese Anklage in Aufruhr, und der Wirth wollte ihnen die Nachtherberge verweigern, als der Spitzenhändler in's Mittel trat, um ihre Vertheidigung als Verirrte zu übernehmen, die er berufen sei auf den rechten Weg zurückzuführen. Es gelang ihm endlich, die gräßlichsten Verwünschungen zu beschwichtigen, aber es mußte ihnen ein besonderer Platz eingeräumt werden, weil niemand mit ihnen in einer Stube schlafen wollte, und der gutmüthige Spitzenhändler verfügte sich mit ihnen auf den Heuboden, wo sie alle Drei besser schliefen, als in der Stube unter den vielen Menschen.

Den nächsten Morgen brachen sie früh wieder auf, um den erneueten Schmähungen zu entgehen, und der Spitzenhändler nahm sie in seinen Schutz. Aber seine Anforderungen, sich zu bekehren, wurden jetzt auch dringender, und die Reisenden waren sehr froh, als sie sich endlich vor München von ihm trennen konnten. Er forschte indeß genau nach ihrer Wohnung, und versprach, ihnen einen Geistlichen zuzusenden, der sie weiter bekehren solle.

In München war einer der Haupt-Jahrmärkte, die Straßen voller Menschen, und in den Wirthshäusern kein Unterkommen zu finden, so daß sie der Wirth, an den sie rekommandirt waren, nicht aufnehmen konnte,

und ihnen eine Privat-Wohnung verschaffte. Die Stadt hatte zu jener Zeit ein düsteres Ansehen, fast alle Häuser waren mit Heiligen-Bilder bemahlt, und überall zeigten sich die Merkmahle von einem dunklen Katholicismus. Die beiden Reisenden verhielten sich daher so still als möglich, um sich nicht als Ketzer kund zu geben; aber der emsige Spitzenhändler vereitelte dieses Vorhaben. Als sie des Abends vom Markte nach Hause kamen, sagte ihnen ihr Wirth, ein alter pensionirter Churfürstlicher Lakai, daß ein ehrwürdiger Bruder Kapuziner nach ihnen gefragt und sie als Ketzer geschildert habe, die er bekehren solle. Sie waren über diese Anrede sichtlich erschrocken; aber der alte brave Mann lenkte ein und erzählte, daß er ihnen den hitzigen Kapuziner vom Halse geschafft habe, indem er ihm gesagt, daß der Herr Pater ganz im Irrthum sei, indem er niemals Ketzer in seine Wohnung aufnehmen werde, und seine neuen Miethsleute so rechtgläubig seien, als er selbst. Der Pater war darauf entschuldigend davon gegangen. Er setzte noch hinzu, daß er vielfach in Lutherischen Landen gewesen sei, und die Leute sehr lieb gewonnen habe, drohte ihnen aber gutmüthig mit dem Finger, und meinte, er dürfe seiner Frau um Gottes Willen nichts davon sagen. Die beiden alten Leute wurden während einiger Tage sehr vertraut mit ihnen, und als am letzten Abend die Rede auf Lutheraner kam, äußerte die Frau, sie sei wirklich sehr begierig, einmal einen solchen Menschen zu sehen. Der Alte lächelte, wies auf seine Gäste, und sagte: Sieh', Frau, — diese Beiden sind Lutheraner! Die Frau aber schüttelte ungläubig den Kopf, und erwiderte: diese Leute sind ja eben so gestaltet, wie wir, sie sehen freundlich aus, hinken nicht, und haben keine Pferdefüße. Sie holte jedoch ihren Rosenkranz, und bat den Vater, ihn zu küssen, und als er es ihr zu Gefallen gethan, so zankte sie ihren Mann aus, daß er ihre Gäste Lutheraner gescholten, da doch der Mund des Gastes keine Geschwulst be-

komme, sondern glatt und freundlich bleibe, er mithin ächt katholisch sein müsse.

Von München reiseten sie nach Frankfurt a. M. zur Messe, und mußten, da sie wenig Fuhrgelegenheit fanden, sehr bedeutende Tagemärsche machen, um zur gehörigen Zeit dort einzutreffen. Ihre Reise ging über Donauwerth, Gmünd, Stuttgart rc. Die Fußreisen griffen den jungen, schwächlichen Mann dergestalt an, daß er hinter Ludwigsburg am Wege liegen bleiben mußte. Zwei Herren, die in ihrem eigenen Wagen vorüberfuhren, und ihn in diesem hülflosen Zustande sahen, erbarmten sich seiner, nahmen ihn nicht nur in ihren Wagen auf, sondern sorgten dafür, daß seine wunden Füße wieder geheilt wurden, und brachten Vater und Sohn ohne Kosten über Carlsruhe, Speier und Worms bis nach Mainz, wo sie wohnten. Der ältere von beiden Herren, ein Goldschmidt, hatte eine große Zuneigung zu dem jungen Mann gefaßt, und sprach ganz ernsthaft darüber mit seinem Vater, ihn für sein Geschäft auf eigene Kosten zu bilden. Der Vater ergriff alle solche Vorschläge mit großer Dankbarkeit, aber sie scheiterten alle an der Unlust des Sohnes, welcher den Vater durchaus nicht verlassen wollte.

Von Frankfurt a. M. reiseten sie nach Leipzig, zur Messe, wohin dem Vater eine Partie Anspacher lackirte Waaren zum Verkauf gesendet worden war, die er dort vorfand, und zum Theil verkaufte. Mit dem Rest der Waaren gingen Beide nach Dresden, und verkauften ihn sehr bald daselbst, denn Dresden gehörte damals, unter der Regierung des prachtliebenden August III., zu den deutschen Städten, wo der meiste Luxus herrschte. Die schöne, freundlich liegende Stadt, und der gute Absatz seiner Waaren daselbst, bewog den Vater Stobwasser, künftigen Herbst wieder hinzureisen, und vielleicht ganz und gar dort den Wohnsitz aufzuschlagen. Aber dieser lockende Plan unterblieb, denn Friedrich der Große fiel das nächste

Jahr, 1756 im August, in Sachsen ein, und es begann ein Krieg, der ganz Deutschland sieben Jahre vielfach bewegte, und eine Nahrungslosigkeit hervorbrachte, die in den kleinen Städten kaum zu ertragen war. Es war nirgends eine Aussicht vorhanden, mit Vortheil eine Handelsreise zu machen, und als nach dem Ausbruch des Kriegs die Unruhen auch in die Gegend von Lobenstein kamen, entschloß sich der Vater, der Reichsarmee als Unter-Lieferant zu folgen, und den Verkauf der Anspacher Waaren dem sechszehnjährigen Sohn gänzlich zu überlassen. Von ihm hing jetzt zum Theil die Ernährung der Familie ab, da der Vater sehr lange außen blieb, und die tägliche Noth Besorgniße aller Art herbeiführte.

Er ließ lackirte Stöcke von Anspach kommen, und da jeder Unteroffizier einen Stock haben mußte, so ging er nach Baireuth zum Markt, trug so viele Stöcke als er tragen konnte dorthin, und weil er sie bald los wurde, so dachte er darauf, selbst solche Stöcke zu verfertigen, nach Anspach zu gehen, und seinen Freund dort aufzusuchen. Als er eben im Begriff war, dahin zu reisen, bekam er einen Brief, der ihm meldete, schnell nach Hause zu kommen, wenn er seine Mutter noch lebend antreffen wolle. Er reisete daher sogleich nach Hause und fand seine Mutter sterbenskrank vor. Die Hälfte des gelöseten Geldes verwandte er zur Bezahlung der Schulden, die andere zur Pflege der Mutter. Die Krankheit war aber hartnäckig, und die Schwäche der Kranken nahm so überhand, daß ihr der Arzt täglich ein halbes Glas guten Wein verordnete. Aber im Hause war nicht ein Groschen Geld, und die einzige Hoffnung, Geld zu lösen, bestand in einem Brief, worin ihm sein Vater Taback zum Verkaufe ankündigte, den ein Kaufmann von Frankfurt a. M. mitbringen werde. Sein erster Weg war daher zu diesem Mann, der auch schon angelangt war, aber den Taback ohne Bezahlung der Fracht nicht herausgeben wollte. Mit Mühe ward er vom Bür-

germeister zur Herausgabe genöthigt, und der liebende Sohn begab sich sogleich damit nach einem benachbarten Flecken, wo eben Kirchweihfest war. Er schreibt darüber:

„Niemand war glücklicher, als ich, da der Taback „in meinen Händen war, und obgleich ich in Marles „nicht viel verkaufte, so war ich doch im Stande, „ein Fläschchen alten Franzwein und ein Weißbrot „zu kaufen. Wie eilte ich, nach Hause zu kommen, „um der geliebten Mutter die Labung zu bringen! „Ach, und als sie beim Genuß sagte: Guter Heinrich, „wie erquickt mich das! da dankte ich Gott laut, und „der feurigste Wunsch meines Herzens war der, einst„mals die liebe Mutter täglich mit einem Glase „Wein laben zu dürfen."

Nach einer Abwesenheit von fast 5 Monaten, kam endlich sein Vater wieder nach Hause; aber nur, um den Sohn mit in das Lager zu nehmen, wo er gute Geschäfte machte. Sie gingen zusammen nach Erfurt, wohin er einen Transport Mundvorrath geschickt hatte, den er bei der Reichsarmee zu verkaufen gedachte, als auf einmal die Preußen gegen Erfurt vorrückten. Die Vorräthe mußten schnell nach Gotha geschafft werden, und Jeder hatte bei dem allgemeinen Wirrwar Noth, das Seinige zu retten. Der Vater entschloß sich also, sich den Preußen anzuschließen, deren Proviantwesen regelmäßiger eingerichtet war, als das der Reichsarmee. Sie blieben daher so lange in Erfurt, als die Preußen dort standen, und kehrten bei ihrem Abmarsch wieder nach Hause zurück.

Des Sohnes Anstelligkeit hatte ihm abermals einen Freund erworben, der für sein Lebensglück sorgen wollte. Es war dies ein sehr wohlhabender Armee-Unterlieferant, der ganz kinderlos war. Aber das Leben dieser Lieferanten, so einträglich es auch war, gefiel ihm durchaus nicht, und er konnte sich nicht denken, daß er auf diesem Wege sein Ziel erreichen

werde, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Daheim ward der Wunsch von Neuem rege, lackirte Stöcke zu fabriziren; aber alle Versuche, den Lack gut herzustellen, scheiterten, und es war kein Geld mehr vorhanden, neue Versuche machen zu können.

Auf dem Markte in Bayreuth kam ein Franzose geheimnißvoll zu ihm und gab ihm kund, daß er das große Geheimniß besitze, Lack machen zu können. Es war ein guter Markt gehalten worden; man beschloß, den Mann nach Lobenstein mitzunehmen, und dort sein Probestück zu sehen. Der Abenteurer verlaborirte ihnen alles Geld. Es glücke ihm nichts in Lobenstein, der Ort sei dem Unternehmen nicht günstig, sagte er ihnen, und verließ sie heimlich, nachdem er noch verschiedene Dinge mitgenommen, die nicht sein waren.

Die Noth war sehr groß, sie wußten nicht, was sie anfangen sollten; da sah einst der Sohn den Mann über den Markt gehen, den er früher in Anspach im Wirthshause gesehen. Freudig lief er auf ihn zu, erinnerte ihn an sein Versprechen, und bat ihn, mit zu seinem Vater zu kommen. Als er den Mann aber dem Vater vorstellen wollte, wunderte er sich nicht wenig, daß Beide einander genau kannten, indem der Freund der Bruder des Anspacher Fabrikanten war, mit Namen Eberlein, der unter ihm gearbeitet hatte und nun seit dessen Tode ohne Geschäfte war. Man kam überein, mit ihm gemeinschaftlich eine gleiche Fabrik zu etabliren, und bald darauf zog dieser Eberlein bei ihnen ein.

Sie wurden aber bald gewahr, daß seine Kenntnisse nicht weit her waren, und daß Uebung den besten Meister macht. Eberlein war früher Apotheker gewesen, hatte zwar bei seinem Bruder einige Sorten Lack machen gelernt, aber hatte wenig Handgeschicklichkeit; dabei liebte er das Wohlleben über Alles, trank gern hitzige Getränke und hielt sich bei alle dem für ein Universal-Genie. So lange die Küche noch

etwas Gutes hergeben konnte, hielt er treulich aus und lehrte den Sohn, was er wußte, aber leider konnte dieser Zustand des Wohllebens nicht lange dauern, denn zu diesem Anfang war so viel Geld geborgt worden, als man nur hatte auftreiben können. Der Kredit war aber eben so unbedeutend, als die Anleihe, und das Geld war aufgearbeitet, ehe man sich's versah. Man mußte sparen. Braten und Wein verschwanden wieder, und machten den Kartoffeln Platz.

Mit einem Fleiß ohne Gleichen arbeitete jetzt der Jüngling, und hatte schon die Freude, zu sehen, daß es ihm gelingen werde, gute Arbeit zu Tage zu fördern. Eben wollte er ein angefangenes Probestück des Morgens in aller Frühe dem Eberlein zeigen und um seinen Rath bitten, als er ihn vergebens in seinem Zimmer suchte, und man kann sich seinen Schreck denken, als er auf dem Arbeitstische folgende kurze Worte mit Kreide geschrieben fand: „Bei Euch Hungerleidern gefallt mir's nit mehr, „Gott helf' Euch!"

Er wollte allein alle die angefangenen Arbeiten fertig machen; aber der Vater hatte wenig Lust dazu das Werk fortzusetzen, sondern beschloß, da er wieder neue Vorschläge zu Lieferungen nach Bamberg bekam, mit dem Sohn nach Frankfurt a. M. zu reisen, dort Einkäufe zu machen, und über Würzburg nach Bamberg zu reisen.

Die Reise ward wieder zu Fuß unternommen, eine Strapaze, die ihn sehr ermüdete. Auf der Rückreise von Frankfurt a. M. nach Würzburg, erlaubte ihm ein Kutscher, sich zwischen das Gepäck hinten auf die Kutsche zu setzen. Hier hatte er das Unglück herabzustürzen, mit dem Fuß ins Rad zu gerathen und sich ihn gänzlich auszurenken und zu verletzen. Man renkte ihm zwar sogleich den Fuß wieder ein, aber brachte ihn mit Mühe und Noth nach Würzburg. Dort ging wieder neue Noth an, denn Niemand wollte den Kranken aufnehmen. Endlich er=

barmte sich seiner eine Wirthin; aber sein Knie war so angeschwollen, daß ein Wundarzt herbeigeholt wurde. Dieser erklärte, das Bein müsse sogleich am Oberschenkel abgenommen werden, ehe der Brand hinzutrete, und wollte die Instrumente holen; aber die Aufwärterin protestirte dagegen, indem sie eine Hirtenfrau kenne, die dergleichen Quetschungen bald zu heilen wisse. Die Hirtenfrau kam und brachte es auch bald dahin, daß sich die Geschwulst verlor, und würde ihn durch ihre Sorgfalt ganz geheilt haben, wenn er nicht aus dem Hause getrieben worden wäre, wie sogleich erzählt werden soll, wodurch er Zeit seines Lebens bei jeder Wetterveränderung Schmerzen in diesem Fuß empfand.

Würzburg war ihm dadurch sehr eindrücklich geworden, denn zu den Leiden des Körpers gesellten sich noch die peinigendsten Sorgen für seinen Vater, der in der größten Angst lebte, daß ihm die Lieferung in Bamberg entgehen möchte. Als er indeß sah, daß sich seines Sohnes Zustand besserte, so ließ er ihn in Würzburg, und reisete allein nach Bamberg, nachdem er der Wirthin seine Zeche bezahlt und ihr auch Geld zur Pflege des Sohnes zurückgelassen. Kaum aber war der Vater abgereiset, als sie zornig ins Zimmer trat, und denjenigen verwünschte, der ihr die Ketzer ins Haus gebracht habe, auch hoch und theuer gelobte, ihn sogleich aus dem Hause werfen zu lassen, wenn er nicht gutwillig gehe. An Mitleid war gar nicht zu denken, und er mußte, noch hinkend, das Haus verlassen.

Es war im Herbst des Jahres 1757. Die Preußen hatten den 5. November die denkwürdige Schlacht bei Roßbach geschlagen, und die große ihnen gegenüberstehende Armee der Franzosen und Reichstruppen vernichtet, so daß sie unaufhaltsam bis an den Main vordrangen. In Würzburg gerieth Alles in Bewegung, als die gefürchteten Helden gegen die Stadt anrückten.

Nirgends war für unsern Kranken ein Obdach zu finden, und da er erfuhr, daß die Straße nach Lobenstein zu frei von Truppen wäre, so ging er langsam auf dieser fort, bis ihn sein Zustand eine Herberge am Wege aufsuchen ließ. Hier rührte sein blasses Ansehen einen Brauerknecht, der leere Fässer nach einem zwei Meilen weit entfernten Gut zurückzubringen hatte; er nahm ihn auf seinen Wagen, machte ihm einen bequemen Sitz und gab ihm freies Nachtquartier, ja, er sorgte noch weiter für ihn, indem er ihn einem Fuhrmann übergab, der Wein geladen hatte uud nach Saalfeld fuhr. Auf diese Art kam er wieder nach Lobenstein zurück, aber in einem Zustande der höchsten Trostlosigkeit.

Unter der mütterlichen Pflege genas er bald wieder, und begann nun ernstlich, an den halbfertig dastehenden Waaren zu arbeiten. Aber es war ihm so ganz allein herzlich sauer. Seine Schwestern mußten ihm helfen, so gut sie konnten; indeß sie waren noch zu jung. Er versuchte es, allein zum erstenmale Lack zu bereiten; aber es mißlang ihm, und er befand sich des Abends in einem Zustande, den man sich eher denken, als beschreiben kann. Er wünschte, den Eberlein nur noch einmal zu sprechen und ihm seinen Unglücksfall vorlegen zu können: da trat des Abends eine Person ins Zimmer, die sich schweigend neben ihm niederließ. Es ward Licht gebracht, und die ganze Familie war begierig zu sehen, wer der Fremde sei, und was er wolle. Der Schein des Lichts fiel auf einen höchst dürftig gekleideten Mann — aber Alle erkannten den Eberlein. — „Ja, ich bin Eberlein," erwiederte er, „ich komme, „mein Unrecht wieder gut zu machen, Freud' und „Leid mit Euch zu theilen, und mit Euch rechtschaffen „zu arbeiten." — Neue Hoffnung kehrte wieder bei ihnen ein, der stille, traurige Tag endigte mit einem fröhlichen Abend.

Hier bemerkt er: „Die wunderbaren Führungen „Gottes wurden von mir und meinem Väter mit „Rührung anerkannt, und wenn ich jetzt in meinem „Alter zurückdenke, wie mich Gott von Jugend an „gnädig geleitet hat, und mir bei so vielen schweren „Erfahrungen so augenscheinliche Hülfe angedeihen „ließ, so kann mein Dank nie Worte finden."

Eberlein war einer von den gutmüthigen Menschen, die in der ersten Aufwallung ihres Herzens Alles versprechen, denen es aber an Kraft gebricht, wenn es zum Handeln kommt. Er arbeitete einige Tage fleißig mit, da es ihnen jedoch an Betriebsmitteln fehlte, so wurde er bald muthlos, und meinte, man müsse Geld genug anschaffen, um im Vollen arbeiten zu können. Alle Anstrengungen indeß waren vergebens, denn in Lobenstein hatte kein Mensch Zutrauen zu einer Fabrikation, die an Mühsamkeit alles bisher Gekannte übertraf. In dieser Verlegenheit arbeitete er gar nicht mehr, sondern beschloß, eine Reise mit dem Sohn zu machen, um von seiner Schwägerin in Anspach, welche wohlhabend war, einen bedeutenden Vorschuß zu bekommen, welchen sie dem ehrlichen Gesichte seines jungen Freundes gewiß nicht abschlagen werde.

Der junge Mann mußte also, fast wider seinen Willen, eine neue Reise machen, und da sie in den dürftigsten Umständen geschah, so wurde sie ihm wieder eine der merkwürdigsten. Er hatte nur eben so viel Geld erhalten, um Essen und Trinken und Nachtquartier zu bezahlen, und um auch das sicher thun zu können, hatte er dem Eberlein, dessen Durst er kannte, das Versprechen abgenommen, bei den Wirthshäusern am Wege vorüber zu gehen, ohne einzukehren. Bei dreien war er auch glücklich mit ihm vorbei gekommen, ob jener sie gleich sehr wehmüthig angeschaut hatte, aber bei dem vierten ließ derselbe sich durch nichts abhalten, nur ein einziges Gläschen zu probiren. Nach dieser Probe war kein Wirthshaus mehr sicher

vor ihm, und die Folge war, daß sie, als sie in Bamberg einwanderten, keinen Pfennig Geld mehr in der Tasche hatten. Er verließ den durstigen Bruder, wie er ihn nennt, in einem Wirthshause wo sich Preußische Werber aufhielten, und versuchte, bei einem Bekannten einige Thaler zu borgen, fand aber den Mann nicht zu Hause und kam mit leeren Händen wieder ins Wirthshaus zurück, denn alle seine Wege waren fruchtlos abgelaufen.

Als er in die Nähe des Wirthshauses kam, schallte ihm eine bekannte Stimme lärmend entgegen, ohne daß er sich besinnen konnte, wer es wohl sein könnte. Aber man stelle sich seinen Schreck vor, als es Eberlein war, der ihm, einen Soldatenhut auf dem Kopfe, die Hand voll Thaler, entgegen taumelte. Der unsinnige Mensch hatte sich in der Trunkenheit anwerben lassen. Umsonst legte sich der Jüngling bei den Werbe=Unterofficiren auf's Bitten, umsonst stellte er vor, welch untaugliches Subject der Rekrut sei: sie wiesen seine Bitten höhnisch zurück. Er wußte gar nicht mehr was er beginnen sollte; da erschien ihm, wie ein Engel in der Noth, ein junger Preußischer Husaren=Officier, der ihn kannte. Diesem klagte er sein neues Unglück, und fand ihn geneigt, sich für ihn zu verwenden. Mit Mühe gelang es den inständigsten Bitten dieses wackern Officiers, bei dem Werbe=Officier den Gefährten wieder frei zu machen, und sicher nicht ohne Geldmittel. Aber der junge Krieger that nichts halb; er verließ ihn, nachdem er gesagt, er möge nur für seine Angst ruhig ausschlafen. Den nächsten Morgen fanden sie, daß er auch ihre Zeche bezahlt hatte.

Es gab aber jetzt zwischen Eberlein und seinem jungen Gefährten deutliche Erörterungen, denn sie hatten Beide keinen Pfennig mehr. Der erste verlor indeß den Muth nicht; er meinte, man müsse sich jetzt auf's Fechten legen; er verstehe das auf's Haar, und werde sie für arme, geplünderte Handwerks=

burschen ausgeben; zugleich unterrichtete er den andern in der Fechtkunst, und sandte ihn, beim Eintritte in ein großes Dorf, direct zum Predigerhause. Aber was er für so leicht hielt, ward diesem sehr schwer. Der Prediger schalt ihn derb aus, daß er gerade bei ihm, und nicht bei den Bauern einspreche, hängte ihm allerlei Ehrentitel an, und gab ihm nichts. Er überließ also diese Fechtkunst seinem geübten Begleiter, und hungerte lieber so lange, bis sie Anspach erreicht hatten.

In Anspach kehrten sie nach Eberlein's Angabe im besten Gasthof ein, erquickten sich dort auf eine sehr behagliche Weise, und gingen sodann aus, um ihre Anleihe zu machen. Aber alle Unterhandlungen waren fruchtlos. Sie erhielten nur so viel von der Schwägerin, ihre Rückreise auf die sparsamste Weise zu machen.

Von Hof aus waren Reichstruppen in den Reußischen Landen vorgedrungen und hatten ihre Vorposten bis Cronach vorgeschoben. Da nun beide Wanderer alle näheren Seitenwege aufsuchten und eben einen Fußpfad durch ein Gehölz betraten, so wurden sie von zwei Reitern bemerkt, welche sie anriefen, spornstreichs auf sie zuritten, und sie, als preußische Spione, arretirten. Unter dem Auflauf des schimpfenden Pöbels wurden sie auf die Hauptwache gebracht, und der commandirende Offizier fand sie im höchsten Grade verdächtig, denn ihr Paß war zuletzt in einer Stadt unterschrieben worden, wo preußische Besatzung gestanden, und nur nach vielen Umständen erlaubte er, daß ein Bote nach Lobenstein geschickt wurde, damit ihre Personen von einer dasigen obrigkeitlichen Person recognoscirt würden. Die größte Angst stand der jüngere Reisegefährte aus, denn die Soldaten, welche es gewahr wurden, machten sich ein Vergnügen daraus, ihm das Schicksal eines Spions recht schauderhaft auszumalen. Der Bote kam von Lobenstein nicht zurück, und sie hatten schon zwei Tage

im Gefängniß der Hauptwache verbracht, als die Wache von neu angekommenen Anspacher Soldaten abgelöset wurde, die in die Stadt eingerückt waren. Der Anspacher Officier ließ sich sogleich die zwei Spione vorführen und war nicht wenig erstaunt, in dem ältesten seinen durstigen Vetter aus Anspach zu erkennen. Er gab sie sogleich auf eigene Verantwortlichkeit los, nachdem er sie auf's Beste bewirthet hatte, um sie die ausgestandenen Strapazen vergessen zu machen.

Er schreibt darüber: „O wie froh war ich, als „ich mich wieder in Freiheit sah! Ich jubelte laut „und dankte Gott, daß wir uns daheim ehrlich würden „ernähren können, obgleich wir eigentlich eben so klug „waren, wie vorher, denn Geld hatte uns Niemand „beschert. Aber es mußte wohl mit dazu gehören, „daß mir der liebe Gott Prüfungen aller Art auferlegte, damit ich mich auf weiter Niemand verließe, „als auf Ihn allein."

In Lobenstein wieder angelangt, wandte er nun allen Fleiß daran, zu lernen, was ihm noch fehlte, und war so glücklich, einen Lack zu bereiten, über dessen vortreffliche Zusammensetzung Eberlein selbst erstaunt war. Als sich dessen Glanz und Dauer bewährte, so dachte er daran, den Waaren eine hübsche Verzierung zu geben nach dem Muster der japanischen lackirten Waaren, und als ihm das bald gelang, so versuchte er auf größeren Flächen Figuren und Landschaften anzubringen.

Ohne alle Anweisung ward ihm dieser Versuch sehr schwer, und er saß Tag und Nacht bei der Arbeit, Kupferstiche mit der größten Treue zu copiren, bis er endlich die Freude hatte zu sehen, daß seine Copien Aehnlichkeit mit den Originalen hatten. Ja, nach einer vierteljährigen Anstrengung hatte er die Genugthuung, daß seine Arbeit sogar Bewunderer fand. Er versuchte es nun, allerlei beliebte Gegenstände der Zeit zu malen, und da seine Sachen Bei-

fall fanden, so getraute er sich schon, selbst zu erfinden. Unter andern Dingen nennt er Trinkbecher aus Carton, die er mit Malereien staffirte, und seinem Vater, als Feldbecher, zum Verkauf an die Officiere übersandte.

Die Lobsprüche seines Vaters gingen ihm über Alles. Seine Feldbecher waren gleich verkauft worden. Es waren Bestellungen auf mehrere Dutzend eingegangen, und für mehrere Wochen war nun Beschäftigung da. Als er sah, daß die Malerei auf den Bechern Beifall fand, so versuchte er es mit Schnupftabacksdosen, und siehe da, es glückte eben so gut. Er konnte nun nicht länger allein arbeiten, sondern nahm Drechsler und einige Arbeiter an, und richtete Alles fabrikmäßig ein. Alles ging über Erwarten gut, und man hätte denken sollen, daß von nun an die Verlegenheiten aufgehört hätten; aber mit nichten. Es fehlte immer der ersten Einrichtung an den nöthigen Betriebsmitteln, und sodann an einer gewissen Geschäfts-Erfahrung. Die Gutmüthigkeit des Stifters und sein Vertrauen zu den Menschen sollten wieder hart geprüft werden, und zwar kam der Schlag von einer Seite, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte.

Ihr Nachbar, ein Tuchfabrikant, welcher vermuthete, daß mit der neuen Fabrikation der schönen Waaren mehr zu verdienen sein möchte, als mit ordinairem Tuch, beschloß, den Versuch zu machen, die Fabrik an sich zu ziehen, und fing die Sache auf eine sehr listige Art an. Unter der Maske der Freundschaft und Theilnahme besuchte er täglich den fleißigen Jüngling, lobte seine Arbeiten und sein Talent, und gewann sehr leicht den unerfahrnen, gutmüthigen jungen Mann. Er ging sodann in das Einzelne des Geschäfts ein, und erfuhr, daß man nur Geld bedürfe, um ein recht gutes, einträgliches Geschäft zu machen. Er machte erst kleine Geldvorschüsse, spielte den Uneigennützigen, und erbot sich endlich zu bedeutenden Unterstützungen, wenn man in sein großes, geräumiges Haus ziehen, und dort die Fabrik errichten wolle.

Man ging auf seinen Vorschlag ein, trotz dem Einreden der Mutter, die den Mann nicht leiden konnte. Das große Haus ward ganz zur Fabrik eingerichtet. Es wurden neue Drehbänke gekauft, und man zog mit großen Erwartungen in das neue Fabrikhaus ein. Aber kaum hatte der Mann die Fabrik in seinem Hause, so suchte er sich durch gerichtliche Contracte alle Leute auf Zeitlebens untergeben zu machen, und als ihm das nicht gelang, so quälte er alle mit einer hämischen, groben Behandlung, die Niemand ertragen wollte. Man mußte sich wieder von ihm losmachen, und als ihnen das nach vielen Weitläuftigkeiten und Kränkungen gelang, so zogen sie wieder in ihr kleines, enges Haus, wo ihnen deutlich wurde, daß zu einem größern Geschäft die Fabrikationskenntniß nicht hinreicht, sondern auch eine gewisse Verwaltungsfähigkeit erfordert wird. Letztere scheint des Vaters Eigenthum nicht gewesen zu sein. Offenherzigkeit und Vertrauen zu allen Menschen war ein Hauptzug seines Charakters, und die eben erlebte herbe Erfahrung konnte ihn nicht bewahren, einen viel härtern Unfall zu erleben, der fast die ganze Auflösung des Werkes nach sich gezogen hätte.

Der Vater ging, nachdem sie wieder ins alte Haus gezogen waren, mit einem bedeutenden Waarenlager nach Frankfurt a. M. zur Messe, von dort nach Cöln, von Cöln nach Rotterdam und Amsterdam, und machte so gute Geschäfte, daß er Alles verkaufte. Daheim lebte Alles auf, als diese Nachrichten einliefen. Der Jüngling sah endlich die ersten Früchte seiner Anstrengung; und neuer Fleiß, neue Lust belebte die Arbeit.

Der Vater ward nach achtwöchentlicher Abwesenheit mit Geld und Wechseln zum Belauf von 800 Rthlr. erwartet. Der Tag seiner Zurückkunft sollte ein Fest für die Familie sein. Er hatte Tag und Stunde des Eintreffens genau bestimmt, und bemerkt, daß er zum erstenmal in einem Wagen bei ihnen vor-

fahren werde. Allein der Tag verstrich, ohne daß der Vater kam, und auch der nächste Tag war ohne seine Ankunft vergangen. Man überließ sich trüben Ahnungen, und ging zu Bett; da klopfte es spät an die Hausthür. Man öffnete, und herein trat ganz allein, in ärmlicher Kleidung, der Vater, ohne Wagen, ohne Begleitung, und setzte Alle durch seine Erzählung in die tiefste Betrübniß.

Er hatte, auf der Rückreise von Holland, in Mainz einen Reisegefährten gefunden, mit welchem er sehr gut bekannt geworden war. Mit diesem hatte er die Reise, theils zu Fuß, theils mit der Post, gemacht. Zuletzt hatten sie einen Fuhrmann gemiethet, der sie nach Hof bringen sollte, wo sie sich trennen wollten. Je näher der Vater der Heimath gekommen war, desto mehr hatte sich sein Herz dem vermeintlichen Freund geöffnet. Derselbe wußte bereits einige Tage, welchen glücklichen Verkauf er gemacht, und welcher Freude er entgegen ging. Kein Verdacht kam in des gutmüthigen Vaters Seele, obgleich es ihm auffiel, daß der Reisende schlechte Herbergen zu Nachtquartieren wählte; aber er hatte immer darauf gesehen, seine abgesonderte Schlafkammer zu bekommen.

In Hof logirten sie ebenfalls in einem erbärmlichen Gasthof, wo nur eine einzige Schlafkammer mit zwei Betten vorhanden war. Sie hatten also Beide in demselben Zimmer schlafen müssen, und der Reisegefährte hatte einen Punsch zurecht gemacht, der Beiden sehr wohl geschmeckt hatte. Bald nach dem Genuß dieses Getränks war der Vater so fest eingeschlafen, daß er nichts um sich her bemerkte, obgleich er sonst einen sehr leisen Schlaf hatte. Es war schon hoch am Tage, als er erwachte, und sein Schreck war unbeschreiblich, als er statt seiner Kleider, nur diejenigen seines Reisegefährten erblickte. Er griff sogleich nach seinem Geldbeutel und nach seiner Brieftasche unter seinem Kopfkissen, aber nichts war mehr dort

vorhanden; es war ihm sein ganzes Hab' und Gut gestohlen worden.

Er erfuhr, daß sein Reisegefährte schon um 3 Uhr des Morgens davon gefahren sei. Er zeigte den Diebstahl der Polizei an und erkundschaftete durch den Wirth, daß der Dieb aus Baireuth sei und dort wohlhabende Anverwandte habe. Seine Hoffnung war jetzt auf diese gerichtet, und er hatte die Idee, den nächsten Morgen sogleich dem Dieb nach Baireuth nachzureisen.

Alle Hoffnungen waren jetzt zerstört. Es war eine traurige Nacht, welche die Familie verlebte. Alle Hülfsmittel zur Fortsetzung der Fabrik waren erschöpft, und nur ein einziger Freund des Vaters schien allein der Mann, der die Fabrik durch einen Vorschuß retten konnte. Zu diesem begab sich der Vater zuerst. Er hieß Ganzaug, wohnte in Zeulenrode, und war sehr wohlhabend, aber für geizig bekannt. Er unterstützte den Vater mit 30 Rthlr., welche er dem Sohn in die Fabrik sandte. Es waren lauter sogenannte Blechkappen, die er, bei hohen Zinsen, der besten Conventionsmünze gleichgesetzt hatte.

Der Sohn war froh, daß er nur Etwas hatte, womit er bezahlen konnte, und ihre Freude war übergroß, als der Vater wieder heim kam, und von den Verwandten des Diebes 200 Rthlr. bekommen hatte. Diese wurden auch in der Fabrik verwandt, und das Ganze kam wieder in Zug.

Der Besuch des Vaters in Baireuth hatte Veranlassung zu manchen neuen Bekanntschaften gegeben. Vater und Sohn besuchten im folgenden Jahre, 1760, den Markt daselbst, nnd man fand ihre Waaren am Hofe des Markgrafen so allerliebst, daß man dem jungen Mann zuredete, sich ganz der Malerei zu widmen, da dort eine gute Maler-Akademie unter der Direction des Malers Busch bestand. Der Markgraf selbst interessirte sich für ihn und redete ihm auf alle Weise zu, sein Glück unter der Leitung des

Cabinetmalers A. v. Werner zu machen, der ihm Wohnung, Kost und Unterricht gratis geben wolle. Die Anerbietungen waren sehr lockend, und dem Vater schien es ein Wink der Vorsehung; aber der Sohn, der die innern Verhältnisse der Familie näher kannte, fühlte deutlich, daß er seine Eltern nicht verlassen dürfe, ohne sie ganz unglücklich zu machen. Er lehnte also bescheiden ab, was ihm das größte Vergnügen gemacht haben würde, und kehrte zu seinem mühsamen Broterwerb wieder zurück, welcher jetzt wieder regelmäßig fortging.

Es fehlte nicht an Leuten, welche der Fabrik helfen wollten, wenn man sie zu Theilnehmern annehmen wolle. Da man aber immer das schlechte Beispiel des Nachbar Tuchmachers vor Augen hatte, so wurden solche Anträge meist zurückgewiesen. Nun wurden dem Eberlein Vorschläge gemacht, von ihnen zu gehen, und er ließ sich auch wirklich verleiten, sie zu verlassen, und eine besondere Fabrik anzulegen, von welcher man aber nicht weiter gehört hat.

Das Maaß des Mißgeschicks war ihnen in Lobenstein so voll zugemessen worden, daß sich der junge Mann mit vollem Herzen fortsehnte, obgleich er noch bis 1762 die Fabrik in ziemlich gutem Flor erhielt.

Um diese Zeit lasen sie eine Bekanntmachung des Herzogs von Braunschweig in den Zeitungen, welcher Künstler jeder Art aufforderte, unter großen Begünstigungen in sein Land zu ziehen. Der Vater ließ sogleich die ganze Familie zusammenkommen, las ihnen den Zeitungs-Artikel vor, und fragte sie, ob sie Lust hätten, nach Braunschweig zu ziehen. Alle bejahten einstimmig seine Frage, und man beschloß, dem Herzog eine Supplik durch einen Freund, Namens Eule, überreichen zu lassen. Das Anerbieten von ihrer Seite war so ganz frei von allen Bedingungen zu ihren Gunsten, daß darauf sehr bald eine Herzogliche Resolution bei ihnen einging, worin ihnen in allgemeinen Ausdrücken angedeutet wurde, sie möchten nur kommen,

das Weitere werde sich in Braunschweig schon finden; so daß man sich billig wundern muß, wie der Vater eine so wichtige Angelegenheit nicht persönlich betrieben hat, wodurch ihr Anfang in Braunschweig mühsamer ward, als selbst in Lobenstein. Das Zutrauen zu der Herzoglichen Einladung nach Braunschweig war so groß bei der Familie, daß sich ihrer eine Freude bemächtigte, welche sie sich nicht erklären konnten. Sie verkauften Haus, Hof und Feld für das halbe Geld, packten die Werkzeuge der Fabrik und die nöthigsten Mobilien auf einen Planwagen, und fuhren gleichsam auf gut Glück nach Braunschweig zu, denn sie hatten sich weder Wohnung noch sonstige Privilegien dort ausgemacht, weil sie in dem Wahn standen, daß sie nur zu kommen brauchten, um sogleich die nöthige Einrichtung zu erhalten.

Die wandernde Familie, bestehend aus Vater und Mutter, aus dem Factotum der Fabrik, und aus dessen drei Schwestern und zwei Arbeitsleuten, reisete Ende Juli von Lobenstein, über Schleitz, Gera, Leipzig, Halberstadt, mit fröhlichen Sinn gen Braunschweig. Das schöne, fruchtbare Braunschweigische Land schien ihnen ein Paradies, denn die kornreichen Ebenen prangten eben mit dem reichsten Segen einer ergiebigen Ernte. Es war der dritte August, an welchem Tage sie im Jahre 1763 dort ankamen, einer der schönsten Sommertage, die man erleben kann, und die Felder gaben ein heiteres Bild her von ländlicher Beschäftigung. Die Bauern schienen ihnen ein kräftigerer Menschenschlag, als die ihrigen im Voigtland; ihre großen Erntewagen, fast alle mit vier schönen großen Pferden bespannt, gaben ihnen einen guten Eindruck von dem Lande, und die Bäuerinnen, in ihrer bunten Tracht, gefielen ihnen über die Maaßen. Sie erblickten überall eine gewisse Wohlhabenheit bei dem Landvolke, ein Anblick, der dem Reisenden jederzeit ein angenehmes Gefühl hinterläßt. Wohlhabenheit bringt ein gewisses Gefühl von Unabhängigkeit hervor,

welches leicht in Trotz ausartet, und häufig bei dem Braunschweigischen Landvolke bemerkt worden ist. Und sie sollten die Bauern ihres neuen Vaterlandes auch von dieser Seite kennen lernen.

Unweit Wolfenbüttel begegnete ihnen in einem Hohlwege, wo eben nur Platz für zwei Wagen war, ein Bauer mit einem großen vierspännigen Erntewagen. Er wollte durchaus nicht aus der Spur weichen, und verlangte sogar, daß die Fremden zurückhaken sollten. Es kam zwischen ihm und dem Lobensteiner Fuhrmann zu Schimpfreden, und es war nöthig, daß sich Jemand ins Mittel legte. Der junge Fabrikant stieg also vom Wagen, und da ihm Alles so wohl gefallen hatte, was er bisher vom Lande gesehen, so wollte er auch den groben Landmann auf gute Art besänftigen. Er redete ihn daher ruhig also an: „Freund, ist das wohl christlich gehandelt?“ Der Bauer aber antwortete sogleich: „Ach was! Hier hat die Christenheit ein Ende!“ Diese Antwort machte den jungen Mann lächeln; er erwiederte ihm: „Nein, nein, mein Freund, ihr seid im Irrthum; die Christenheit geht noch weit über Braunschweig hinaus, hier ist noch nicht die Gränze; weicht nur ruhig aus!“ Kopfschüttelnd wich der Trotzkopf aus, und die wandernde Familie konnte vorbeifahren. Aber es machte ihnen allen viel Kurzweil, daß die Christenheit bei Wolfenbüttel aufhören sollte.

Der Weg von Wolfenbüttel bis Braunschweig gab ihnen eine gute Idee von der Herzoglichen Residenz. Gegen Abend gelangten sie an das Augustthor der damals stark befestigten Stadt.

Gleich am Thore wurden sie inne, daß sie durchaus nicht erwartet würden, was sie so halb und halb vermuthet hatten, denn der alte Thorschreiber machte ihnen viel Umstände. Es war gerade zur Zeit der Laurentius-Messe und der ehrliche Schreiber hielt sie, dem ausländischen Wagen nach zu urtheilen, für Leutchen, welche Raritäten in Schaubuden für Geld zeigen wollten. Als nun der Vater den Herzoglichen Ein-

ladungsbrief vorzeigte, ihm erklärend, sie seien Fabrikanten, und in dem bepackten Wagen seien die Fabrik-Instrumente und die Lackirer; da mißverstand sie der Thorschreiber in ihrer voigtländischen Mundart dergestalt, daß er sie fragte, ob es wilde Thiere wären? denn das gab er zu, daß Musikanten Instrumente haben müßten. Es kostete Mühe, sich gänzlich zu verständigen, und der Thor-Tyrann, der vom Lackiren durchaus keinen Begriff hatte, wendete den Schutzbrief bedenklich hin und her, und ließ gegen seinen Gehülfen Winke fallen, solches Volk fehlte noch zu der Verschwendung, die jetzt in Brunswick im Gange wäre.

Dieser Einzug in Braunschweig war ganz gegen ihre Vorstellung, und ihre Erwartungen stimmten sich im Innern der Stadt noch mehr herab, denn ihre empfohlene Wohnung des Freundes Eule wies sie in eine der damals schlechtesten Straßen der Stadt, genannt am Wendengraben. Hier kamen sie ihrem einzigen Freunde und Bekannten zu sehr unbequemer Zeit. Er hatte das Haus voll von Meßfremden, und konnte den Neuankommenden nur eine kleine Kammer für die Nacht anweisen. Es schien überhaupt, als habe er gar nicht darauf gerechnet, sie mit Sack und Pack ankommen zu sehen, denn seine Freundschaft hielt keine Probe, und er suchte sie bald los zu werden. Es befand sich in der Nähe seines Hauses ein Gasthof, genannt zum Wilden-Mann, in welchem Gauner und schlechtes Gesindel aus der Fremde logirte, bekannt unter dem Namen der Weißkäufer. Hier logirte sie der Mann ein.

Für ihr Etablissement war gar nichts geschehen, wie sie jetzt mit Schrecken inne wurden, und nur aus ihrem Herzoglichen Schutzbrief hatten sie den Namen des Herrn von Schliestädt ersehen, welcher ihnen als der Mann genannt wurde, von dem das Gelingen ihrer neuen Fabrik abhänge.

Unter ihren Waaren hatten sie ein Probestück, eine kleine mit Blumen verzierte Tischplatte von ge-

brannter Pappe (papier mâché), ganz besonders für den Herzog verfertigt, um durch sie ihr Fabrikat zu empfehlen. Wer aber beschreibt ihren Schrecken, als sie dies Probestück nirgends finden konnten! Es wurde Alles von Neuem untersucht, aber die Kiste war und blieb verschwunden, in welcher dieser beste aller Empfehlungsbriefe enthalten war, und sie wurden jetzt gewahr, in welche Herberge sie gerathen waren. Die Sache war ihnen zu wichtig. Sie sprachen mit dem Wirth, es der Polizei anzeigen zu wollen. Dieser aber meinte, er stehe ihnen dafür, daß sie ihr Eigenthum wieder bekommen sollten; und nicht lange darauf besuchte sie einer der fremden Hausbewohner, der ihnen Hoffnung zur Wiedererlangung machte, wenn sie die Sache nicht laut machen wollten, denn alsdann dürften sie nie darauf rechnen, das Stück je zu sehen.

Fremd und unerfahren in dem neuen Wohnort, riethen ihnen Mehrere, die Sache auf sich beruhen zu lassen, denn es ging damals die Sage unter den Leuten, daß man es nicht mit den Weißkäufern verderben müsse. Sie schwiegen also und erwarteten, was geschehen werde. Nachdem die Messe gänzlich beendigt war, ward ihnen einst gegen Abend das bekannte Kistchen auf eine geheimnißvolle Weise wieder eingehändigt, und sie waren herzlich froh, wieder in dessen Besitz zu sein.

Vater und Sohn ließen sich jetzt dem Herzog Carl vorstellen, überreichten ihm das Probestück, welches großen Beifall fand, bekamen vier Louisd'or dafür, und die Versicherung, daß sich der Geheime-Rath Schliestädt ihrer annehmen werde; aber so ermunternd Alles das war, so nahm sich dennoch Niemand ihrer an, und es vergingen 21 schwere Wochen, ohne daß ihnen nur eine versprochene Wohnung gegeben wurde. Alles, was sie von Lobenstein mitgebracht hatten, war aufgezehrt, sie mußten ihre Arbeitsleute wieder nach Hause zurückgehen lassen, und der Vater war wieder genöthigt, mit den mitgebrachten Waaren, die sie in

Braunschweig abzusetzen gehofft hatten, nach Frankfurt a. M. zur Messe zu reisen, um den Seinigen die nöthigen Unterhaltsmittel zu verschaffen.

Einen solchen Anfang hatte sich keiner unter ihnen gedacht. Es ward ein Familien-Rath gehalten und beschlossen, daß der Vater, von Frankfurt aus, in Berlin Unterhandlungen anknüpfen solle, wenn es in Braunschweig nicht anders werden könnte. Zugleich ging der Sohn nochmals zum Herrn von Schliestädt, um ihm den Entschluß der Familie anzukündigen; und diese Entschlossenheit verschaffte ihnen, nach halbjährigem Warten, im März 1764, eine kleine Wohnung, bestehend aus einer Stube, einer Kammer und einem großen Boden.

In diesem kleinen Raume fingen sie ihre Fabrik wieder von Neuem an, und zwar mit heißem Gebet um Hülfe von Oben, „denn Noth lehrt beten," bemerkt der Stifter der Fabrik in seinen Tageblättern. Er würde auch so viel äußere Noth nicht so ruhig ertragen und Braunschweig sogleich wieder verlassen haben, wenn er nicht diesen Ort als denjenigen angesehen hätte, der ihm so ganz eigentlich angewiesen war. Es war eine Stimme in seinem Innern, die ihm sagte, daß er hier die Ruhe finden werde, nach welcher sich sein Herz bisher vergeblich gesehnt hatte; und da er sich nie von äußern Eindrücken hinreißen ließ, wenn sie nicht eine gewisse Sanction in seinem Innern erhalten hatten, so schrieb er dem Vater nach Frankfurt a. M., er werde in Braunschweig bleiben, es möge so schlecht gehen, wie es wolle; er habe in seinem Herzen keine Erlaubniß, nach einem andern Orte zu ziehen.

Als er nun mit sich selbst über Braunschweig im Klaren war, fing er eine Fabrik von lackirten spanischen Röhren an, vorzüglich zum Gebrauch der Unteroffiziere des Herzoglichen Armee-Corps, und hatte durch einen Zufall Gelegenheit, sich das Wohlgefallen des Herzogs zu erwerben, welcher einen großen Ge-

fallen an der glänzenden Außenseite der Soldaten hatte. Er lackirte nämlich einem Soldaten vom Leibregimente Gewehr und Patron-Tasche, und überreichte beides dem Herzoge. Dieser hatte darüber eine viel größere Freude, als über das kunstreiche Probestück, und befahl sogleich, daß das ganze Regiment lackirte Gewehre und Patron-Taschen tragen solle; zugleich trug er dem Major Lüdecke vom Leibregimente auf, sich der neuen geschickten Ankömmlinge thätig anzunehmen: ein Auftrag, welcher in die besten Hände gekommen war, denn der Major räumte ihm sein eignes Haus unweit des Hospitals am Wendengraben ein, in welchem bisher Soldaten gewohnt hatten; und so zogen sie zu Michaelis, im Jahre 1764, nach Jahresfrist in eine eigne Wohnung, welche sie sich ganz nach ihrem Gefallen ausbauen konnten.

Es wurden Arbeitsleute angenommen und angelehrt; ein Lackir-Ofen ward gebaut, und Alles bestens so eingerichtet, wie es in Lobenstein gewesen war. Aber freilich waren sie hier eigentlich um nichts weiter, als dort; denn für die sehr wohlfeil akkordirte Arbeit war die Zahlung sehr schwer zu erhalten, die neuen Einrichtungen hatten wieder viel gekostet, und der Absatz in Braunschweig war gar zu spärlich; so daß es immer an Geldmitteln fehlte, obgleich der Vater in Frankfurt a. M. eine ziemlich gute Messe gehalten hatte.

So viel neue unerwarte Noth brachte ihn, wie er sich ausdrückt, zum heilsamen Nachdenken über sich selbst. Aber er fühlte, daß das Gebet um das äußere Bestehen seinem Herzen keinen Frieden gab, daß eine nähere Vereinigung mit Gott erfolgen, daß man für sein Inneres beten müsse, um diese Vereinigung zu erlangen, durch welche allein Ruhe und Frieden in das Herz einziehen, und jene beseligende Wirkung hervorbringen könne, welche auch die äußern Gaben mit Dank empfängt, als nothwendig zum äußern Bestehen.

Er erzählt von dieser Zeit Folgendes in seinem Lebenslaufe. „Zu der großen äußeren Noth gesellte sich eine Unruhe des Innern, die mir höchst peinigend war; und da ich gewohnt war, mich mit allen meinen Anliegen an Gott zu wenden, so schlug ich einen biblischen Spruch auf, welcher hieß: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, spricht der Herr, dein Erbarmer! Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, ich fühlte mich wie neugeboren, ergab mich von Neuem der Gnade Gottes, und hatte ein Gefühl des göttlichen Friedens in mir, welches mich getrost und freudig umherblicken ließ. Diese Freude theilte ich einem Handwerksmanne mit, den ich kennen gelernt hatte, und bei welchem sich einige fromme christliche Freunde hin und wieder versammelten. Diese Leutchen aber meinten, solche freudige Erfahrungen wären nur der erste Anfang der eigentlichen Bekehrung, aber man müsse noch eine schwere Buße erfahren, und ihr Bescheid wollte mir durchaus nicht gefallen. Da fielen mir die mährischen Brüder in Ebersdorf bei Lobenstein ein. Diese hatte ich nie so kopfhängerisch gesehen, und dennoch war aus ihrem ganzen Wandel abzunehmen, daß ihre Art der Bekehrung wohl die echtchristliche sein möchte; aber man hatte mir einen ganz unrichtigen Begriff von ihnen beigebracht, so daß ich mich nicht entschließen konnte, mich an sie zu wenden. Es stand das Gefühl in meiner Seele noch nicht klar da, daß man sich selbst für hülfsbedürftig halten muß, ehe man um Hülfe bitten und sie bekommen kann; daß also die innere Selbsterkenntniß eines verderbten Zustandes nöthig ist, um recht gläubig beten zu können, daß ein anderer Zustand eintreten möge: nämlich der Zustand des Friedens, als der der höchsten Seligkeit, ein Zustand, den uns Christus durch sein Leben, Leiden und Tod erworben hat, und den nur diejenigen empfangen können, die ihn gläubig in ihren Herzen

aufnehmen; denn so lange ich mich für gut und vortrefflich hielt, bedurfte ich keiner Hülfe von Oben, und betete auch nicht darum!" —

Von dieser Zeit an, hatte er den zuversichtlichen Glauben, daß ihm auch seine äußeren Angelegenheiten gerathen würden, und er erzählte rührende Beweise seines Vertrauens auf die göttliche Fürsorge, die seinen Vater selbst oft beschämten. Wenn sie in der größten Noth waren, so kam unvermuthet Hülfe, die sie zu neuem Dank reizte. Folgendes Beispiel war ihm immer sehr eindrücklich geblieben.

Der Verkauf lag vorzüglich dem Vater ob; aber einstmals hatte es ihm eine ganze Woche nicht gelingen wollen, etwas abzusetzen, und der Zahltag kam heran, ohne daß das nöthige Geld da war. Er ging also schon sehr früh aus, kam aber am Mittag traurig wieder heim, indem, wie er sagte, gar nichts zu machen wäre. Der Sohn aber bat den Vater inständig, es doch noch einmal zu versuchen: es sei ihm so, als müsse er noch etwas Geld lösen. Mißmüthig nimmt der Vater nochmals den Pack von Stöcken mit, indem er sagt: Du sollst sehen, es wird nichts helfen. Kaum jedoch kommt er in die Gegend des Schloßplatzes, so tritt ihm ein Stockhändler entgegen, der ihn schon überall gesucht hat, und kauft ihm den ganzen Vorrath ab, den er eben bei sich hatte. Als er nach Hause kommt, fällt er eben dem Sohne weinend um den Hals und sagt, indem er ihm das Geld einhändigt: „Das hat dir der Vater dort oben für deine Leute geschickt!"

Des Sohnes Vertrauen wurde durch solche Erfahrungen sehr gestärkt. Es schien ihm, als wenn, bei tüchtigem Fleiß in den Berufsarbeiten, der Segen um so weniger fehlen könne, wenn man das Gelingen Gott anheim stelle, daß aber darauf nicht das Hauptstreben des Menschen gerichtet sein müsse. Viel wichtiger kam es ihm vor, das Innere mit noch größerem Fleiß und beständiger Aufmerksamkeit Gott zuzuwen-

den, und sich, nach den vielfachen herrlichen Erfahrungen, die er gemacht hatte, ganz und gar der göttlichen Liebe hin zu geben, welche dem Menschengeschlecht durch den Heiland Jesum Christum die Erlösung gewonnen hat, die Sklavenketten der sündlichen Triebe und Leidenschaften nicht ferner tragen zu dürfen. Je mehr er aber geneigt war, sich ganz und gar dieser göttlichen Liebe hinzugeben, desto mehr wurde er gewahr, daß das Werk einer solchen Bekehrung an vielen menschlichen Hindernissen täglich scheitert, daß der Geist oft willig, aber der irdische Mensch schwach und träge dazu ist, und er wünschte sich nichts sehnlicher, als die Bekanntschaft gleichgestimmter Gemüther zu erlangen, nach welcher er von nun an trachtete. „Wo aber waren diejenigen zu finden," schreibt er weiter, „die meiner Denkungsart ganz zusagten? Ich hatte viele christliche Freunde, aber Keiner dachte wie der Andere, und die meisten suchten den Frieden ihres Herzens in strenger, trauriger Bußübung, und wollten sich mit dieser ihrer Anstrengung eine Art von Verdienst bei Gott erwerben, während, nach meinem Dafürhalten, bei einer Uebergabe an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, vom eignen Verdienst des Menschen nicht die Rede sein kann. Die evangelischen Brüder-Gemeinen, deren Glaubensbekenntniß und Lehre sich mir in der Folge meines Lebens als rein und lauter darstellte, kannte ich damals nur aus Lästerschriften gegen sie, fing an, sie zu hassen, und glaubte, nie mich mit ihnen befreunden zu können, so sehr mein Vater in mich drang, ihre Bekanntschaft zu suchen. „Du wirst ewig ein Kopfhänger bleiben", sagte er mir, „während ich froh und wohlgemuth leben kann, weil ich die Bekanntschaft deiner verschmähten Herrnhuter gemacht habe." —

Seine Abneigung ging so weit, daß, als ihm sein Vater einst des Grafen Zinzendorf's Reden empfahl, ohne ihm den Titel zu zeigen, er das Buch mit Aufmerksamkeit zu lesen begann, es aber sogleich zum Fenster hinauswarf, als er das Titelblatt sah. Einige

andere Schriften indeß, die er in jener Zeit las, benahmen ihm die feindliche Stimmung gegen die Brüder-Gemeine, ohne ihm jedoch den Wunsch einzuflößen, sie kennen zu lernen.

Er kam indessen zur Michaelismesse 1767 nach Leipzig, und sprach mit einem Freunde aus Erfurt über die Herrnhuter zu Neudietendorff. Dieser aber war ganz und gar nicht seiner Meinung, verehrte sie sehr, und sagte zu ihm: „Freund, komm, und siehe es." Von dieser Zeit an war er nicht abgeneigt, diese Leute kennen zu lernen, und sein Vater benutzte seine Stimmung, um ihm die Bekanntschaft derselben zu verschaffen. Da er aber mit Absicht zu Werke ging, so hätte er doch beinahe seinen Zweck verfehlt. Er trug ihm nämlich ein Geschäft in Berlin auf, und machte ihm bei dieser Gelegenheit eine Wohnung aus bei einem Mitgliede der dasigen Brüder-Gemeine, welchem er ohne Wissen des Sohnes geschrieben hatte. Als Letzterer nun merkte, daß man etwas mit ihm vorhabe, wollte er die Wohnung nicht beziehen, sondern nahm sich eine andere. Sein neuer Wirth aber war ein roher Geselle und ein Religionsspötter. Die ganze Wirthschaft im Hause mißfiel ihm dergestalt, daß er je eher je lieber wieder ausziehen nnd in die erste Wohnung geben wollte, wenn er nicht geglaubt hätte, den ersten Wirth durch seine Verachtung beleidigt zu haben. Er gerieth indeß, wie er schreibt, in eine förmliche Seelenangst daselbst, so daß er es nicht mehr aushalten konnte, und sich entschloß, seinem Vater zum Gehorsam, zu seinem ersten Wirth zu gehen, er möge ihn aufnehmen, wie er wolle.

Aber die Aufnahme dieses Mannes, Namens Liebhaupt, und seiner Frau war so herzlich und liebreich, daß sie sehr bald sein ganzes Vertrauen erwarben, und er mit Freuden gewahr wurde, daß das die Leute wären, die ihm bisher gefehlt hatten. Er besuchte auch den Prediger dieser Gemeine, Namens Sternberg, und fand an diesem ein so freundliches,

liebevolles Gemüth, daß sich ihm sein ganzes Vertrauen zuwendete, und sich gleichsam sein ganzes Innere gegen ihn aufschloß.

„Alle meine bisherigen Rathgeber hatten," schreibt er, „bei meinen Klagen über mich selbst, so viele kluge Mittel; dieser aber befolgte eine Methode, die tiefen Eindruck auf mein Herz machte. Er hörte mich mit der größten Geduld an, ermunterte mich, daß kein Mensch vor Gott gerecht sein könne, und wies mich mit so vieler Liebe und eigner Herzens-Erfahrung zu dem einzigen Helfer in aller Noth, zu dem Heiland der Sünder, der sein Leben aus Liebe zu dem Menschengeschlecht am Stamm des Kreuzes hingegeben, sie Alle, Alle zu erlösen, daß mir innig wohl ward bei seinen Tröstungen, und ich fest bei mir beschloß, mich an die Brüder-Gemeine anzuschließen."

Da er in Berlin einige Staatswagen zu lackiren übernommen hatte, deren Arbeit und Vollendung Aufsehen machte, so blieb er bis zum März 1768 daselbst, und man redete ihn von Seiten mehrerer bedeutender Personen zu, dort zu bleiben, indem ihm der König eine ansehnliche Unterstützung und Jahrgehalt geben würde. Aber seit seiner Bekanntschaft mit der Brüder-Gemeine, betrachtete er mehr noch, wie je zuvor, Braunschweig als den ihm vom Herrn bestimmten Ort, wo er, nach seinem Ausdrucke, den Weinberg des Herrn zu bauen angewiesen sei, so wenig auch dort für seine Fabrik von der Regierung gethan wurde, und so mühevoll der Anfang war und lange Zeit blieb.

Seine älteste Schwester nahm sich, in seiner Abwesenheit, der Fabrik mit allem Eifer an, und hatte so viel Geschick, Muth und Entschlossenheit in Führung derselben, daß er sich ganz auf sie verlassen konnte, ja, sie hielt die Leute sogar strenger in Ordnung, als er selbst. Es arbeiteten zu der Zeit viele Soldaten von des Herzogs Leib-Compagnie in der Fabrik, welche ihr Freund, der Major Lüdecke, der Fabrik empfahl, damit sie sich, nach des Herzogs Wunsche, noch etwas

nebenbei verdienen könnten. Unter ihnen zeichnete sich ein Franzose, Namens Guerin, vorzüglich aus. Er hatte in Frankreich das Tischlerhandwerk erlernt, und auf seiner Wanderung hatte ihn das bedeutende Tractement gelockt, welches der Herzog großen, schönen, zwölfzölligen Leuten gab, Dienste in der Leib-Compagnie zu nehmen, die fast aus lauter Riesen bestand. Sein Fleiß und seine Ordnungsliebe zeichneten ihn in der Fabrik bald so aus, daß er ihr unentbehrlich ward, ja er erfand eine ganz neue Art von Tischblättern von Carton, die lange nach seinem Namen genannt wurden, und gewann sich, als ein jovialer, anstelliger Mann, bald die Liebe der ganzen Familie, und die Zuneigung der ältesten Schwester, Louise. Er hielt um ihre Hand an, heirathete sie noch in demselben Jahre, und ward einige Jahre später mit seiner Frau der Gründer der jetzigen Stobwasserschen Fabrik in Berlin.

Um diese Zeit kam ein Antrag an die Fabrik, Proben ihrer Artikel, und vorzüglich von der Lederlackirung, nach Dresden an den Grafen Lindtenau einzusenden, indem, wenn die Arbeit gefalle, reichlicher Verdienst, eine gute Einrichtung und ein jährlicher Gehalt von 400 Rthlr. dort zu erwarten sei. Der Vater, welchem Braunschweig nicht besonders behagte, weil sie dort gar keine Unterstützung fanden, hätte es gar gern gesehen, wenn sein Sohn diesen Antrag angenommen hätte; aber Letzterer konnte sich durchaus nicht dazu entschließen. Nur mit Mühe war er zu überreden, selbst damit nach Dresden zu reisen, wo es seinem Vater einst so wohl gefallen hatte. Sie reiseten zur Zeit der Leipziger Messe dorthin. Die Proben wurden ganz vortrefflich befunden, und es stand der Anstellung des Sohnes nichts weiter im Wege, als seine unerklärliche Abneigung, irgend einen andern Ort zum Wohnort zu wählen, als Braunschweig. Es kam nur darauf an, dem Grafen Lindtenau die Propositionen einzureichen, um sogleich gewiß zu sein, sie

alle bewilligt zu erhalten, und der Sohn begab sich auch eines Tages zu ihm hin, um, wo möglich, diese Angelegenheit abzuschließen. Aber im Augenblick der Unterredung befiel ihn eine solche Angst, daß er dem Grafen, zu dessen höchstem Erstaunen, erklärte, er könne dem wohlmeinenden Herzoge von Braunschweig unmöglich das Wort brechen; und so ward eine Unterredung abgebrochen, deren Ausgang dem Vater tiefe Betrübniß brachte, denn er hatte daheim, in der Wohnung, jede Minute erwartet, daß ihm der Sohn die erwünschte frohe Nachricht bringen werde, künftig in dem schönen, heitern Dresden wohnen zu können. Diese Betrübniß that dem Sohne sehr leid, um so mehr, da der Vater wegen einer Unpäßlichkeit keine von den mitgenommenen Waaren hatte verkaufen können.

Auf dem Heimwege nach Braunschweig ging der Verkauf eben so schlecht; weder in Leipzig noch in Halle wurde etwas abgesetzt, und man kann sich deutlich die Gemüthsstimmung des Vaters denken, welcher den Sohn ernstlich fragte, was nun zu machen sei? Er antwortete ihm: „Lieber Vater, mir ist, als müßten wir bald über Halberstadt nach Braunschweig zurückwandern, und dort muß sich Alles finden." Ungläubig aber schüttelte der Vater den Kopf, meinend, man müsse noch in Köthen und Dessau einen Versuch machen. Aber alle Versuche schlugen fehl, und schweigend wanderten Beide nach Halberstadt. Als sie Halberstadt vor sich liegen sahen, fragte zweifelnd der Vater: „Also hier, meinst Du, soll ich wieder mein Heil versuchen, fast am Schluß der Reise?" — „Ja, lieber Vater, ich bitte herzlich darum," antwortete der Sohn, welchem doch anfing, bange zu werden, weil sein Vater so sehr niedergeschlagen war. Letzterer ging bald darauf mit allen Waaren in die Stadt, während der Sohn in einem Wirthshause vor dem Thore blieb, und dem Vater noch lange nachsah, wie er bekümmert dahin ging, nach der Stadt zu. Als

er ihn nicht mehr sehen konnte, kniete er nieder, und betete von Herzen zu Gott, dem Geber der Gaben, ihnen zu bescheeren, was sie nöthig hätten, damit sie nicht in Kleinmuth verfielen. Er stand mit einer Freudigkeit auf, von welcher er Zeit seines Lebens viel zu erzählen gewußt hat; denn wer könnte wohl solche Momente im menschlichen Leben vergessen! Er ordnete darauf Alles zur weitern Reise nach Hause, schrieb Briefe und sein Tagebuch, worüber einige Stunden vergingen, und harrte nun mit heiterem Sinn des Vaters, um dessen Kummer zu zerstreuen, wenn er dennoch mit leeren Händen nach Hause käme. Aber rasche Fußtritte auf der Treppe verkündigten ihm etwas Ungewöhnliches. Der Vater öffnet hastig die Thür, fällt ihm fröhlich um den Hals, herzt und küßt ihn, und sagt: „Ich habe Alles, Alles, mein Sohn, verkauft; ich habe Bestellungen auf ein halbes Dutzend Tischplatten und viele andere Dinge, und was das Beste ist, ich habe Gott um Verzeihung meines Unglaubens gebeten, habe Vergebung erhalten, nnd will nie wieder kleinmüthig sein!

Dieses scheint die letzte Noth der Art gewesen zu sein, welche er zu überstehen hatte; denn seit jener Zeit ward eine Frau v. Beyer die große Beschützerin der Fabrik. Sie ermunterte Kommissionäre in der ganzen Preußischen Monarchie, die Waaren der Fabrik bekannt zu machen, und Bestellungen einzusenden, weil sie einsah, daß es den Unternehmern an vornehmen Abnehmern und Beschützern fehle; denn Jeder, der diese Waare sah, bekam auch Lust, sie zu kaufen, und sie verhalf dadurch der Fabrik zu einer Bekanntschaft, die ihr sehr wohl that, und deren sie wirklich damals bedurfte.

In Braunschweig wieder angelangt, ward von Neuem bei der Regierung um ein Betriebskapital angehalten; aber es schien, als wenn die feste Neigung des Stifters der Fabrik für diesen Ort bis auf den tiefsten Grund geprüft werden sollte, denn sie erhielten

weder das Betriebskapital, noch die lange versprochene Wohnung, indem das ihnen einstweilen eingeräumte Lokal am Wendengraben zu einer Fabrik zu klein und untauglich war. Man mußte sich mit vieler Mühe selbst zu helfen suchen. Es wurden alle Märkte versucht, und da der Vater so glücklich war, meist seine mitgenommenen Vorräthe zu verkaufen, so halfen sie sich so gut durch, wie sie konnten.

Endlich gelangte wieder ein neues Anerbieten an die Fabrik, welches den Herzog bewog, den nachdrücklichsten Befehl zu einem bequemen Hause für die Fabrik zu geben. Es kam nämlich von dem Geheimen Finanz-Rath Tarrach in Berlin ein Antrag, daß, wenn die Fabrik im nächsten halben Jahre in einer gewissen Bedeutsamkeit in Berlin etablirt würde, man ihr von Seiten der Regierung freie Reisekosten, Transportkosten, ein freies Haus, den nöthigen Vorschuß und einen jährlichen Gehalt von 400 Rthr. geben wolle. Man begriff nicht, daß ein solcher Antrag ausgeschlagen werden konnte, und dennoch blieb der Stifter unschlüssig, um nicht geradezu eine abschlägige Antwort zu geben. Seine Eltern, seine Geschwister drangen in ihn, sich zu erklären. Er bat sich Bedenkzeit aus, und erklärte endlich Allen, daß er, nach seinem eignen Ausdruck, keine Erlaubniß in seinem Herzen habe, diesen Antrag anzunehmen. Unter denen, die ihn ebenfalls bestürmten, diesen für ihre Lage wirklich glänzenden Antrag anzunehmen, befand sich auch seine Schwester, Louise Guerin. Ihr war es unbegreiflich, was ihn in Braunschweig fessele, und als sie alle Gründe gegen ihn geltend gemacht, die ihn für Berlin stimmen sollten, und er in seiner Weigerung beharrte, da sagte sie: „Nun, Bruder, „wenn Du nicht willst, so lasse mich hinziehen, und „mit Guerin die Fabrik einrichten!" Der Gedanke fiel ihm auf, er sah sie eine Zeitlang an, und erwiederte: „Ja, so sei es! Geht Ihr in Gottes Namen hin." Man unterhandelte nun für Guerin mit

dem Geheimen Finanz-Rath, dem freilich der Stifter selbst lieber gewesen wäre, als dessen Schwager. Der Erfolg fiel indeß ziemlich günstig für Guerin aus, und er zog ein Jahr darauf, zu Ende des Jahrs 1772, mit seiner Frau, dem eigentlichen Factotum der Fabrik, nach Berlin, wo er die Fabrik in derselben Art einrichtete, wie in Braunschweig.

Eine solche Treue und Anhänglichkeit für einen Ort, ohne einen andern Beweggrund, als den der reinen Zuneigung, war wohl der Erwähnung werth gewesen. Man hatte die Sache ganz ausführlich bei Hofe erzählt, und die Herzogin Philippine Charlotte, eine Preußische Prinzessin, Schwester Friedrichs des Großen, war begierig geworden, den Mann zu sehen, der die schönen Sachen, welche er zu verfertigen verstand, nur in Braunschweig fabriciren wollte. Sie ließ ihn zu sich kommen, sprach sehr gütig und herablassend mit ihm, und fand seine einfache Art, sich über Alles so wahr auszudrücken, wie er es dachte, so einnehmend, daß sie ihn ermunterte, er möge sich nur dreist an sie wenden, wenn er irgend etwas zu suchen habe, wozu sie ihm behülflich sein könne, und versicherte ihm, daß sie gewiß den Herzog an das Haus erinnern wolle, was er ihm versprochen. Diese Fürstin ist auch Zeit ihres Lebens seine hohe Beschützerin geblieben, indem sie ihn nie anders, als den treuen Stobwasser nannte.

Wenige Monate darauf, den 31. October 1771, ward ihm das Haus in der Echternstraße, worin noch gegenwärtig die Fabrik besteht, von der Regierung zur Betreibung der Fabrik angewiesen, und der Kammer-Rath Bockelmann übergab ihm die Wohnung gerade zur gelegenen Zeit, denn das alte Haus am Wendengraben war kaum länger bewohnbar, und es war der betriebsamen Familie wohl zu gönnen, daß sie, nach achtjähriger Ungewißheit, endlich einen sichern Wohnplatz bekam.

So wie der Leib zu seiner Erhaltung Nahrungsmittel zu sich nehmen muß, so braucht auch der Geist seine täglichen Stärkungsmittel, und nie hat er sie nöthiger, als wenn er sich, zum Heil seiner Seele, zu Gott wendet, da der Mensch im Genuß des sinnlichen Lebens eine Art von Abneigung hat, sich mit Dingen zu beschäftigen, welche, nach gewöhnlicher Meinung, der Zukunft angehören, und über welche Niemand zu sehr grübeln müsse; während dem Geiste, der sich ermannt hat, Niemand höher zu lieben als Gott unsern Heiland, gleichsam eine Erweckung geschehen ist, in welcher er sich gewöhnt, die geistlichen Nahrungs-Mittel eben so nöthig zu finden, als diejenigen des natürlichen Menschen. Nichts kräftigt besser in solchen Momenten der geistigen Sehnsucht, als Worte der heiligen Schrift. Zu diesem Zweck hielt sich die Familie Stobwasser die Loosung der evangelischen Brüder-Gemeine, in welcher für jeden Tag zwei biblische Sprüche zu lesen sind, von denen der eine, durchs Loos gezogen, die Loosung (Parole), und der andere der Lehrtext heißt. Da nun Alles, was die Familie unternahm, im Namen Gottes geschah, so ward auch an dem Tage des Einzuges die Loosung nachgesehen; und sie lautete zur Ermunterung Aller folgendermaßen: „Ich will, spricht der „Herr, eine feste Mauer umher sein, und will mich „herrlich darin zeigen." Und der Lehrtext hieß: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Es fand sich auch in dem Hause ein zweckmäßiger kleiner Saal. Dieser ward, nach den Worten des Textes, den Versammlungen der Freunde bestimmt, die sich geistlich arm fühlen, und nur in den Gaben des Evangelium einen Reichthum erlangen, welcher keiner Schlösser noch Riegel bedarf, sondern nur einer sorgfältigen Aufbewahrung im Innern, durch gläubiges Annehmen. Zur Leitung dieser Versammlungen ward ein Missionar der Brüder-Gemeine gesendet, und Alles ordentlich eingerichtet. Da nun Inneres und

Aeußeres ganz nach dem Willen des Stifters und der ganzen frommen Familie geordnet war, so konnte er mit wahrer Freudigkeit des Herzens getrost die ferneren Segnungen Gottes nach Seel' und Leib erwarten.

Ein und dreißig Jahr alt, dachte er jetzt ernstlich daran, eine Verbindung zu schließen, welche schon lange die Neigung seines Herzens gewesen war. Seine religiösen Ansichten waren ganz diejenigen seiner Braut geworden, und um so inniger ward ihre beiderseitige Zuneigung, auf einmal aber erkrankte sie, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß sie innerhalb neun Tagen den Geist aufgab. Der Eindruck, den diese Trennung hervorbrachte, erschütterte ihn dergestalt, daß er ein Fieber bekam, sich niederlegen mußte, und nun zuversichtlich glaubte, er werde mit seiner Geliebten bald wieder vereinigt werden. Allgemein glaubte man, seine Krankheit sei dieselbe, welche jene hingerafft hatte. Seine Eltern, Geschwister und Freunde versammelten sich um sein Bett, und da er schwach und matt von Allem Abschied nahm, und Jedem sein Geschäft in der Fabrik besonders empfahl, da übermannte die Betrübniß seine Eltern. Sie knieten neben seinem Bette hin, mit allen Gegenwärtigen, und beteten so inbrünstig zu Gott um Erhaltung, daß sie nach einiger Zeit mit dem Gefühl aufstanden, ihr Gebet sei erhört worden. Der Kranke war in einen tiefen Schlummer gefallen, und als der Arzt nach einigen Stunden zum Besuch kam, verwunderte er sich der glücklichen Wendung; denn von Stund' an genas der Kranke mehr und mehr; sein Schmerz nahm einen gelindern Charakter an, und nach einigen Wochen konnte er wieder in seinem Geschäfte thätig sein. — Es kamen von allen Seiten gute Bestellungen ein, und diese seine Erhaltung befestigte ihn in dem Grundsatz, seinem Erhalter auch Alles danken zu wollen, und nichts ohne Gott zu thun. Er hätte schon längst gern einen Werkmeister gehabt, denn seine Schwester

Guerin, die nach Berlin gereiset war, ward sehr von ihm vermißt, und er war sehr in Verlegenheit, wie er den rechten Mann finden wollte; da ward er in seinem Innern überzeugt, daß, wer alle seine äußern Dinge Gott anheim stelle, den besten Werkmeister habe, der nur irgend gefunden werden könne. Wenn es ihm in der Folgezeit glücklich im Geschäft ging, so pflegte er immer zu sagen, das verdanke er seinem Werkmeister dort oben! —

Nach einiger Zeit drangen seine Eltern von neuen in ihn, sich nach einer Lebens-Gefährtin umzusehen; aber das Andenken an die heimgegangene Geliebte machte, daß er jeden Antrag dieser Art von der Hand wies, bis ihm sein Vater eine Person zu nennen meinte, die er sicher nicht ausschlagen würde. Es war nämlich einstmals der Hof-Tischler Gersting aus Hannover mit seiner Tochter Sophie in Braunschweig gewesen, und da letztere eine intime Freundin seiner verstorbenen Braut war, so hatte er sie dort gesehen, und zwar mit einer Theilnahme, die Allen aufgefallen war. Seit jener Zeit war sie ihm jedoch nie mehr ins Gedächtniß gekommen. Aber mit einem Male war es, als werde die Erinnerung von neuem erregt, und er antwortete dem Vater mit der freudigsten Ueberraschung: „Diese oder Keine!" Der immer reisefertige Vater machte sich gleich auf, um den Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen. Sein erster Brief lautete indeß nicht sehr erbaulich; er schrieb: er habe einen recht ordentlichen Korb bekommen; aber er betrachte die Sache als eine göttliche Bestimmung, und werde nicht ablassen, bis er das Jawort erhalten haben werde, obgleich die Sache schwierig sei; denn Sophie habe erklärt, daß sie ihren Vater bis an sein Ende pflegen, und dann in die Brüder-Gemeine ziehen wolle. Endlich war es dem Alten gelungen, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich einer neuen Anordnung in dem Gersting'schen Hause entgegensetzten, und er kam

mit der freudigen Botschaft zurück, daß der Sohn in Hannover erwartet werde, um seine Verlobung zu feiern. Dieser reisete auch sogleich hin, und brachte Alles in die gewünschte Ordnung. Noch in demselben Jahre, am 3. November 1774, ward seine eheliche Verbindung aufs feierlichste in Braunschweig begangen. Sein ganzes äußeres Leben erhielt eine bessere Ordnung, und erst jetzt kam er zum eigentlichen Genuß des Lebens, nach Seele und Leib.

Das Geschäft bekam jetzt eine gewisse Regelmäßigkeit, und konnte bedeutend erweitert werden, da der Schwiegervater Gersting seine Tochter sehr reichlich ausgestattet hatte. Niemand war darüber vergnügter, als der Vater Stobwasser, denn nun konnte er seiner Neigung, zu reisen, Genüge leisten, indem er die Artikel in größern Quantitäten bestellte, deren baldigen leichten Absatz er kannte. Er hatte eine Freude sonder Gleichen, als er im Herbst des Jahres 1775 eine Parthie schöner Waaren, wie er sie noch nie auf Reisen genommen, nach Holstein mitnehmen konnte. Aber es war ihm nicht vorbehalten, diese Freude lange zu genießen. In der Gegend von Kiel ward der Postwagen, in welchem er fuhr, während der Nacht in einen Graben geworfen; er hatte das Unglück, ins Wasser zu fallen und sich auf den Tod zu erkälten, langte krank bei den Seinigen an, kränkelte das ganze Jahr hindurch, und bekam zuletzt ein auszehrendes Fieber, an welchem er im nächsten Frühjahr 1776 sanft und selig aus der Zeit ging. Er hatte noch die Freude gehabt, ein Enkelkind zu sehen, welches seinen Namen trug, und ging gern heim in die Gefilde des seligen Friedens, indem er seine Kinder alle leiblich und geistig in einem Zustande des segenvollsten Gedeihens zurückließ.

Im November desselben Jahres übernahm der Sohn und eigentliche Stifter der Fabrik das ganze Geschäft für seine alleinige Rechnung, und hatte das Glück, einen treuen, thätigen Handelsgehülfen, Na=

mens Clander, zu bekommen. Ein solcher Mann hatte dem Geschäft schon lange gefehlt, denn die schönen Waaren verkauften sich fast von selbst, und die Reisen dieses Mannes brachten der Fabrik so viele Bestellungen, daß man nicht wußte, was man zuerst anfangen sollte, und daß es überall in dem kleinen, vom Herzog geschenkten Hause zu eng zu werden anfing. In dieser Zeit erfand Stobwasser Pfeifenköpfe von gestampfter Papiermasse (papier mâché), denen er die Farbe gab, welche angerauchte Meerschaum-Pfeifenköpfe haben. Diese fanden überall solchen Beifall, daß sie unter dem Namen der Braunschweiger Pfeifenköpfe bald in weit entfernte Länder, und namentlich nach Ungarn und der Türkei gingen. Für letzteres Land wurden sie immer größer und größer bestellt, so daß er zuletzt beschloß, einen Kopf zu fabriziren, der drei Pfund Taback hielt, und ein Rohr von zwölf Fuß Länge hatte, in welches noch sechzehn elastische Röhre eingesteckt werden konnten. An diesem Pfeifenkopfe ward ein Jahr lang gearbeitet, weil die Masse nur sehr nach und nach aufgetragen werden durfte, und als er fertig war, ward er förmlich eingeweiht, so daß siebzehn Personen daraus rauchten. Zur Zeit der Messe ward er gleichsam als Aushänge-Schild auf die Galerie getragen, wo sich das Waarenlager der Fabrik befindet, und diente Manchem als Wahrzeichen dort. Noch jetzt existirt dieser Pfeifenkopf in der Fabrik, und wird auch hin und wieder noch auf der Galerie ausgehängt. — Es war nicht möglich, die Bestellungen auf diese Art von Meerschaum imitirenden Pfeifenköpfen alle zu effektuiren, und hätte er damals ein größeres Lokal gewählt und ein hinlängliches Betriebs-Kapital aufgenommen, so würde er ein zwanzigfach bedeutenderes Geschäft gemacht, und Andern nicht so leicht Gelegenheit gegeben haben, ihm seine Erfindung nachzuahmen. Er war aber mit einem Absatz zufrieden, der seine einmal angenommene Zahl von Leuten hinlänglich

beschäftigte, und betrachtete überhaupt die Malerei auf lackirten Waaren höher, als solche Dinge, welche eben nicht gerade den Maler charakterisiren, die aber doch ein Maler in der damaligen Zeit wissen mußte. Er stiftete daher eine Malerschule in der Fabrik, ließ die jungen Leute, die Beruf zur Malerei hatten, tüchtig zeichnen, sodann mit Oelfarbe malen, und kultivirte auf diese Art einen Zweig der Kunst, welcher der Fabrik großen Ruf geschafft hat. Den Hauptimpuls bekam er von den Engländern. Diese fingen damals an, Gemälde auf ihren Tischplatten und Kuchentellern anzubringen, und man hielt diese Artikel für unnachahmlich. Er hatte es aber bald weg, daß jenen Arbeiten eine gewisse malerische Vollendung mangele, schaffte sich deshalb gute Vorbilder an, und ließ die jungen Leute nach Bildern kopiren und sich üben. So war es seiner Industrie vorbehalten, einen großen Triumph über die ausländische Industrie zu feiern.

Der Erbprinz von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, hatte sich im Jahre 1764 mit einer Englischen Prinzessin vermählt; es kamen mit der sehr reichen Aussteuer viele Möbel und andere Dinge des höheren Haushaltes nach Braunschweig, welche großes Aufsehen machten, und da die Sachen alle ausgezeichnet schön waren, so pflegte die junge Prinzessin wohl zu sagen, daß man dergleichen Dinge in Deutschland nicht machen könne. Der Erbprinz, der mit seinem Vater die jung aufkeimende Fabrik in der Echternstraße besucht hatte, nahm einst eine solche Aeußerung auf, und meinte, es gebe jetzt in Braunschweig selbst eine Fabrik, deren Leistungen in Erstaunen setzten. Die Sache blieb längere Zeit auf sich beruhen, bis einst wieder ein Transport von ganz neuen, nie vorher so gesehenen Dingen von England ankam. Unter ihnen befand sich eine lackirte Tischplatte mit einer Malerei aus Hume's Englischer Geschichte, welche zu jener Zeit die Theilnahme aller

Gebildeten in Anspruch nahm. Als diese schöne Tischplatte ausgepackt ward, erregte sie die allgemeine Aufmerksamkeit, und die Erbprinzessin wendete sich zu ihrem Gemahl mit den Worten: „Können Sie mir wohl ein ähnliches Deutsches Produkt zeigen?" Der Erbprinz sandte sogleich nach der Fabrik, und ließ den Fabrikherren einladen, eiligst zu ihm zu kommen. Dort angelangt, unterrichtete er ihn selbst von der Lage der Angelegenheit, die ihn höchlichst interessirte, und zeigte ihm die schöne Tischplatte vor, um ihn zu fragen: ob er sich wohl getraue, eine ähnliche herzustellen? Die Platte war von schwarzem Eisenblech. Die Form war rund, und hatte eine feine, künstlich durchbrochene Galerie. Der Grund bestand aus einer grünen Lasur auf Silber; dieses Silber war mit radirten Verzierungen versehen, die eine rothe Farbe durchscheinen ließen, und in der Mitte befand sich das Gemälde, als Medaillon. Der Anblick dieser Platte und ihre Schönheit frappirte ihn so, wie er selbst sagte, daß er Zeit gewinnen mußte, um mit Ruhe zu untersuchen, wie Alles gemacht sei. Seine stille Prüfung überraschte den ungeduldigen Fürsten höchst unangenehm, und nachdem er ihm ein oftmaliges: Nun? zugerufen, und nicht sogleich eine befriedigende Antwort bekam, so rief er endlich aus: „Mein Gott! — am Ende können Sie es nicht machen?" Da ermannte sich aber der erstere, und sagte dem Fürsten: „Ew. Durchlaucht können sich auf mich verlassen, daß ich es Ihnen eben so herstellen will, und Sie sollen nicht den mindesten Unterschied zwischen beiden Stücken finden." Der Prinz war im höchsten Grade erfreut über diese bündige Antwort, nahm die Englische Platte, drückte sein fürstliches Siegel darauf, und übergab sie ihm. Es hatte indeß doch seine Schwierigkeit, den Durchbruch des Randes der auf einer Maschine gemacht war, eben so herzustellen, und er mußte sich bei dem Mechaniker Delolme eine besondere Durchbruch=Maschine machen

lassen, deren Verfertigung sehr mühsam war. Endlich aber wurden die Ränder eben so, wie der Englische Original-Rand, und die Feile vollendete die Arbeit mit derselben Zierlichkeit, welche das Original hatte. Für die eigentliche Lackir-Arbeit war keine Mühe mehr vorhanden. Er selbst radirte die Verzierungen auf dem Silber, welches er auf einen rothen Grund gelegt hatte, und ließ die Malerei von einem jungen Zögling seiner Malerschule, Namens Schwarz, machen, der sehr viel Talent zur Malerei entwickelte. Dieser übertraf die Englische Malerei, welche etwas steif gearbeitet war, bei weitem, und erregte in der Fabrik eine allgemeine Freude. In kurzer Zeit war das Stück fertig, welches die Fähigkeit der Fabrik darthun sollte, und der Fabrikant ließ sich beim Erbprinzen melden. Er ward sogleich vorgelassen, und legte dem Prinzen beide Platten vor, mit der Bitte die seinige zu wählen. Der Fürst ergriff die Stobwassersche, und freute sich seines Mißgriffes von ganzem Herzen, indem er ein Bravo über das andere rief. Nun ging er sogleich in die Zimmer seiner Gemahlin, brachte ihr die zwei Tischplatten, indem er dabei äußerte, man habe einen Versuch gemacht, die Englische nachzuahmen, welche mit seinem fürstlichen Petschaft auf der Rückseite versehen sei, und er wolle Ihre Königl. Hoheit entscheiden lassen, welche von beiden die rechte sei. „Diese Entscheidung wird sehr leicht sein,“ entgegnete die Prinzessin. Der Fürst legte mit einer gewissen Unentschlossenheit erst die Stobwassersche, und dann die Englische auf den Tisch. „Ich erkenne die nachgemachte auf den ersten Blick!“ rief die Prinzessin aus, indem sie die Englische Platte ergriff; aber zu ihrer größten Verwunderung erblickte sie das Herzogliche Siegel auf der Rückseite. Sie stand einen Augenblick betroffen da, besah nochmals, verglich Alles einzeln: aber sie mußte ihrem Gemahl gestehen, daß die Braunschweiger Platte die Englische in mancher Hin=

sicht übertraf. Der erfreute Fürst rief sogleich den harrenden Künstler zur Prinzessin, und stellte ihn auf die verbindlichste Art seiner Gemahlin vor, welche nicht unterließ, ihm viel Angenehmes über seine Arbeit zu sagen; ja sie versprach ihm, daß sie nichts Lackirtes mehr aus England kommen lassen, sondern Alles von ihm nehmen werde, was sie bedürfe. Zugleich machte sie verschiedene Bestellungen von Möbeln bei ihm, welche mit Carton überzogen, sodann lackirt, gemalt und mit Goldleisten beschlagen wurden.

Dieser Vorfall machte viel Aufsehen bei Hofe. Der alte Herzog kam besonders in die Fabrik, um dem geschickten Fabrikanten, der die Ehre der Deutschen Industrie gerettet hatte, seine Aufmerksamkeit zu bezeugen. Dieser nahm den Augenblick wahr, und bat ihn um den Platz neben seinem kleinen Hause, wo ein Hirtenhaus stand, welches der Regierung gehörte. Der Herzog schenkte es ihm auf der Stelle, und es ward später das größere Haus dort gebaut, wo man jetzt in die Fabrik eingeht.

Die bestellten Möbeln der Erbprinzessin fielen so schön und so sehr nach ihrem Wunsche aus, daß sie äußerte, sie werde eins dieser Möbel nach England selbst senden. Ob es wirklich geschehen ist, geht aus den vorhandenen Papieren der Lebensbeschreibung nicht hervor; aber überall wird die Freundlichkeit und Güte der fürstlichen Herrschaften gegen ihn sehr herausgehoben.

Der Absatz seiner Waaren und der gute Ruf seines Namens breitete sich immer weiter aus, so daß er Sendungen in die fernsten Gegenden von Europa zu machen hatte. Er entschloß sich daher zu einer Reise nach Rußland, mit einer bedeutenden Parthie seiner Waaren, und mit Bildern, welche er damals zu sammeln anfing. Die Seekrankheit hatte ihn auf seiner sechzehntägigen, höchst gefahrvollen Seereise so mitgenommen, daß er noch mehrere Tage in Riga krank darnieder liegen mußte; aber eben diese Krank-

heit hatte eine andere Krankheit, die Hypochondrie, gänzlich bei ihm verscheucht, denn er sagte, sie sei mit einemmal wie verschwunden gewesen. Diese Reise war ihm in jeder Hinsicht von ganz ausgezeichnetem Nutzen. Er verkaufte nicht allein alle Waaren und Bilder, sondern er bekam bedeutende Bestellungen, und seit jener Zeit hat sich der gute Ruf der Stobwasserschen Fabrikate im Norden bestens erhalten.

Es müssen jetzt zwei Dezennien seines Lebens, als weniger interessant, übersprungen werden. Sie waren die glücklichsten seines Lebens, und in ihnen regte sich die tüchtige Thatkraft des gewerbfleißigen Mannes, welcher seiner Fabrik den Ruhm erwarb, den sie seit jener Zeit nicht wieder verloren hat. Aber diese Jahre brachten keine Begebenheiten außerordentlicher Art hervor, obgleich manche bittere Erfahrungen nicht ausblieben.

Zu diesen Erfahrungen gehörte das Errichten ähnlicher Fabriken von seinen eignen Leuten, welche nun, da die Sachen beliebt wurden, und der Weg der Fabrikation eingeleitet war, gar leichtes Spiel hatten, um so mehr, da er vergessen hatte, sich ein ausschließliches Privilegium für seine Fabrik vom Herzog geben zu lassen. Es entstanden nach und nach Fabriken dieser Art in Wolfenbüttel und Braunschweig, von wo aus sie sich bald über ganz Deutschland verbreitet haben. Viele von ihnen gingen sehr bald wieder ein, weil fortgesetzte Mühe und Fleiß ein Hauptserforderniß dieser Fabrikation ist, welche nicht solche lukrative Spekulationen zuläßt, wie ein Geschäft mit Maschinen und Webstühlen. Andere kamen indeß neben ihm empor, obgleich ihn kein Einziger erreichte. Die seinige genoß den Ruhm, die vorzüglichste zu sein, und es entstand daher wohl der Wunsch in ihm, daß sie eine seiner Söhne fortsetzen möchte, wozu gerade in dieser Zeit wenig Hoffnung vorhanden war.

Es wird jetzt nöthig, etwas über seine Familie anzuführen, da die Fortsetzung der Fabrik davon ab-

hing, ob einer seiner Söhne im Jahre 1796 ins Geschäft kam, oder ob er es fremden Personen überließ. Von neun Kindern blieben ihm nur drei übrig, eine Tochter, Henriette, im Jahre 1779, ein Sohn, Christian Heinrich, im Jahre 1780, und ein anderer Sohn, Ludwig Heinrich im Jahre 1785 geboren. Er ließ alle Drei in den Erziehungsanstalten der Brüder-Gemeine bilden. Die Tochter war dem Erziehungsfach bestimmt; der älteste Sohn sollte Theologie studiren, und der jüngste dereinst die Fabrik übernehmen, wenn er Lust dazu zeigte. Als nun seine Fabrik im besten Gange war, fiel ihm ein, daß er dem ältesten Sohn doch wohl die Wahl lassen müsse, Theologie zu studiren, oder in sein Geschäft zu gehen, und seine Anfrage fand so eine entschiedene Neigung zu letzterem, daß er sich mit dem Vorbehalt dazu entschloß, ihn zu sich zu nehmen, wenn der Jüngste, statt seiner, Theologie studiren wolle. Dieser hatte kaum den Vorschlag vernommen, als er sogleich den Entschluß faßte statt seines Bruders Theologe zu werden.

Es war, als wäre die Fortsetzung der Fabrik durch einen seiner Söhne eine Bestimmung gewesen; denn der Sohn seines Buchhalters, Namens Schulze, den er ganz für die Fabrik hatte bilden lassen, hatte ihn in eben diesem Jahre ersuchen wollen, ihn zum Compagnon der Fabrik zu machen, oder ihm den Abschied zu geben. Als dieser nun sah, daß er den eignen Sohn ins Geschäft nahm, so beschloß er, es ihn auf eine empfindliche Weise merken zu lassen, wie nöthig und unentbehrlich er ihm sei. Er regte den Reisenden der Fabrik und die besten Maler und Arbeitsleute auf, den Abschied zu nehmen, und warb sie für eine große Fabrik an, welche er in Breslau etabliren wollte.

Dieser Schlag traf den menschenfreundlichen Fabrikherrn sehr hart? denn so undankbar hatte er sich einen Menschen nie vorgestellt, den er aus Mitleid gegen seine Eltern bei sich aufgenommen, und der nun

beschlossen hatte, die Fabrik total zu ruiniren. Täglich meldeten sich tüchtige Arbeiter um den Abschied, und unter ihnen ein Maler, Namens Stahl, den er gleichsam als Sohn erzogen, und nun gedacht hatte, ihn den Schulz zu substituiren. Außerdem konnte es ihm nicht gleichgültig sein, wenn eine solche Fabrik in Preußen, als dem Hauptort seines Absatzes, angelegt wurde. Diese Noth lehrte ihn von Neuem, wie wenig auf Menschen zu bauen ist, und da er nichts ohne das Gebet zu Gott that, so ward ihm einst nach heißem Gebet der Gedanke eingegeben: wie, wenn du auch eine Fabrik in Preußen etablirtest, und namentlich diejenige Deiner Schwester in Berlin? Er konnte diesen Gedanken nicht los werden, um so weniger, als ihm seine Schwester schrieb, er möge ihr doch einen tüchtigen Menschen senden, da ihr Mann schon seit Jahren krank darnieder liege. Aber in dieser Zeit, wo ihn alle die seinigen verließen, wußte er kaum für sich einen solchen Mann, geschweige für Andre. Solche Zeiten des Gedränges im Leben überzeugen uns, daß unser Vertrauen auf die Durchhülfe des lieben Vaters dort oben nicht beschämt wird, wenn wir den Muth nicht sinken lassen; ja es scheint, daß sie dazu gehören, uns zu unserm Besten zu ermannen und zum Siege zu gelangen. Die Gnade Gottes verlieh ihm zu jener Zeit eine Geistesstärke und einen Muth sonder Gleichen, und diese Krisis ward der Gipfel-Punkt seiner Geschäfts-Thätigkeit; denn er begründete nicht nur den Flor seiner alten Fabrik, sondern er legte noch eine neue an, welche nicht minder blühend wurde, obgleich ihn so eben die besten Leute verlassen hatten. Wie gerufen kam ihm daher der Vorschlag des Kunsthändlers Bremer zu einer Geschäftsverbindung. Es ward der Plan zur Retablirung der Guerin'schen Fabrik in Berlin gemacht, und sogleich Hand an das Werk gelegt. Aber nun fehlte es an einem tüchtigen merkantilischen Subjekt für Braunschweig. Auch dieses ward gefunden in dem Sohne eines seiner christlichen

Freunde, Namens Ehlers. Dieser Ehlers war ein treuer, thätiger junger Mann, dessen guter Kopf ihn gleich fassen ließ, worauf es bei der Fabrikation vorzüglich ankam. Nachdem er diesen angeleitet hatte, die Führung der Fabrik in Braunschweig zu übernehmen, so war es Zeit, die angeknüpften Unterhandlungen mit dem Minister Struensee in Berlin persönlich zu betreiben. Es war dem günstigen Abschlusse der Unterhandlungen auch nichts im Wege, und das Privilegium bedurfte nur der Unterschrift des Königs Friedrich Wilhelms II., als dieser den 16. November 1797 starb, und die neu retablirte Fabrik gerade mit dem Regierungs-Antritt des hochseeligen Königs Friedrich Wilhelms III. begann, welcher deren Concession den 31. December 1797 höchst eigenhändig unterschrieb. Kaum aber war diese Fabrik eingerichtet, als dem thätigen Fabrikherrn die Unzugänglichkeit des neuen Gesellschafters eine neue unerwartete Last ward. Er mußte, mit vielem Schaden von seiner Seite, auf eine Trennung antragen, und die bewilligten königlichen Unterstützungen in die Hände eines Andern übergehen sehen, welcher gar nicht in seine Ideen einging, ja dem Geschäft leicht hätte hinderlich werden können. Das neue Geschäft ruhte nun mit einer Last sonder Gleichen auf ihm allein, denn er machte dabei so viele neue Erfahrnngen von der Treulosigkeit so mancher Menschen, denen er volles Vertrauen geschenkt hatte, daß er hätte unterliegen müssen, wie er schreibt, wenn ihn nicht Gott mit außerordentlicher Thätigkeitskraft ausgerüstet hätte.

Er nahm seinen Sohn nach Berlin, den das neue, vielfach bewegte Geschäftsleben bald zu einem tüchtigen Geschäftsmann bildete, und nach vier unruhigen Jahren hatte er die Freude, zu sehen, daß auch diese Fabrik in einen regelmäßigen Gang gekommen war, so daß er nebst seinem Sohne mit Ruhe nach dem friedlichen Braunschweig zurückkehren konnte. Er stellte dem Ehlers, welcher unterdeß die Braun-

schweiger Fabrik gut gefördert hatte, als Geschäfts=führer der Berliner Fabrik an, unter dessen unermüdeter Treue und Diensteifer sie sich bald bedeutend empor=gehoben hat.

Nach diesem Zeitpunkt, in welchem er, gleich einem Feldherrn, im entscheidenden Augenblick die höchste Kraft für die Erhaltung seines Werkes ent=wickelt hatte, verlangte er, bereits im 64sten Jahre, nach und nach mehr Ruhe, um so mehr, als sein Sohn auf den Grundmauern des von ihm errichteten Gebäudes mit Eifer und Thätigkeit gedeihlich fortbauete. Kaum hatte er ihn im Jahre 1808 zu seinem Ge=sellschafter im Fabrik=Geschäft gemacht, so sollte er aus seiner Ruhe unsanft geweckt werden; denn im nächsten Jahre 1809 starb seine innig geliebte Frau, und dieser Verlust wirkte dergestalt auf seine Kraft, daß er sich ferner zum Geschäft ganz unfähig fühlte, und seinem Sohn im Jahre 1810 beide Fabriken für dessen alleinige Rechnung übergab. Niemand hätte damals geglaubt, daß ihm noch zwanzig Lebensjahre zugedacht waren, die er Andern zum Segen durchleben sollte; denn seine liebste Beschäftigung war die, Andre mit dem Wege bekannt zu machen, auf welchem sie, wie er, den innern Frieden ihres Herzens und dessen höchste Seligkeit finden könnten. Wenn er dann die Liebe verkündete, welche der Erlöser ihm bewiesen; wie er als hülfsbedürftiger Sünder zu ihm gebetet habe, und fast sichtbarlich erhört worden sei: so konnte sein Dank für solche Gnade Gottes kein Ende finden, und Niemand ging ohne Trost und Erbauung von ihm, denn man fühlte ihm die Wahrheit an, von welcher er erfüllt war.

Seiner körperlichen Pflege wegen ward ihm von seinem Schwiegersohn vorgeschlagen, dessen Mutter, die Wittwe des Geheimen Kommerzien=Raths Rönt=gen in Neuwid, zu heirathen; und da er wußte, daß sein Glaube auch der ihrige war, so warb er um ihre Hand, und verband sich im Jahre 1812, im zwei und

siebenzigsten Lebensjahre, mit dieser würdigen Frau; und sie hat ihn noch vierzehn Jahre treu und liebevoll, bis an ihr Ende, gepflegt, welches vier Jahre vor dem seinigen erfolgte.

Bis zu diesem Zeitraume reichen die schriftlichen Aufsätze von ihm, und er beschließt sie mit folgenden Worten: „Das Gebet zum Herrn hat mir zu jeder Zeit Stärke gegeben, alle schwere Vorfälle des menschlichen Lebens als von Gott gesendet anzusehen; aber nie habe ich die Erhörung des Gebetes deutlicher empfunden, als wenn ich zuvor gewiß war, wie ich mit dem Heiland stand, zu dem ich betete; wenn nichts Störendes da war zwischen mir und dem Herrn, wenn ich fühlte, daß er der Mittler und Versöhner zwischen Gott und seinem Geschöpf sei, und mir im Innersten deutlich wurde, daß er auch mich durch seinen Tod mit Gott versöhnt und mir Vergebung aller meiner Sünden geschenkt habe. Wenn ich dann dieser Vergebung meiner Sünden gewiß war, o dann betete ich warm und im lautern Glauben an Erhörung. Demüthig muß ich bekennen, daß Gott mir Gnade und Barmherzigkeit erwiesen hat, und daß ich nichts Anderes weiß, was mir durch das Leben half, als die Gnade Jesu Christi. Wenn er mich zu sich rufen wird, so sage ich zu meinem Heiland:

O Sieh, hier kommt ein Armer,
Der Zorn verdienet hat:
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick Deiner Gnad'!“

Das Jahr 1813 war auch für ihn ein höchst merkwürdiges Jahr, und er nahm auf seine Weise den innigsten Theil an der Befreiung der Völker von dem französischen Joch. Er hatte den siebenjährigen Druck und die Erniedrigung der Deutschen Völker als ein Mittel angesehen, daß sie sich zu dem Herrn wendeten, von welchem sie sich abgewendet hatten, zu Freigeisterei und hoffärtigem Wesen; und als er nun sah, daß nicht weise Berechnungen den großen fremden

Eroberer schlugen, sondern daß Gott mit denen war, die sich zu ihm wendeten und in seinem Namen die Waffen kühn ergriffen, da betete er, daß das errettete Deutschland Gott und seine Hülfe nie wieder vergessen möge. Ganz besonders aber lag ihm das Wohl des Braunschweigischen Landes am Herzen, und als dem Herzog im Dezember 1813 Alles fröhlich und jubelnd entgegenzog, betete er daheim im Stillen mit seinen Freunden für ihn und für des Landes künftiges Gedeihen.

Im Jahre 1814 besuchte er seine Kinder Röntgens in Gnadenfeld in Oberschlesien, und freute sich ihres Glückes, in einer Brüder-Gemeine zu leben und täglich im Genuß geistiger Freuden verbringen zu können. Sein Schwiegersohn, Philipp Röntgen, hatte dort, wo vorher keine Erziehungs-Anstalt vorhanden war, zwei sehr bedeutende Anstalten, eine für Knaben, die andere für Mädchen, errichtet. Beide waren im schönsten Gedeihen, zählten über 120 Kinder, und gaben dem kleinen Orte auch äußerlich Nahrung und Leben. Gern wäre der würdige Greis dort geblieben; aber es zog ihn unwiderstehlich nach Braunschweig hin, obgleich auch sein jüngster Sohn, Ludwig, ein ehrenwerthes Mitglied der Brüder-Gemeine und in deren Dienst angestellt worden war. Jedoch so gern er hörte, daß dieser als Missionär mit seiner Frau nach Westiendien gegangen sei, sich dort sehr nützlich mache, und zum höchsten Segen im Weinberge des Herrn arbeite, so konnte er sich doch nicht entschließen, sich in einer Brüder-Gemeine zur Ruhe niederzulassen, sondern betrachtete Braunschweig als den Ort, in welchem er seine Tage dereinst beschließen müsse.

Im Herbst 1814 besuchte er die Freunde der Brüder-Gemeine in Bremen, und fand sich durch die ihm überall bewiesene Liebe und Achtung so freudig belohnt, daß er sich vornahm, diese lieben Leute zu seiner und ihrer Erbauung und Aufmunterung jährlich zu besuchen.

Als sein Sohn mit seiner ganzen Familie im Jahr 1818 nach Berlin zog, fühlte er sich gar sehr allein; aber er sah die Nothwendigkeit der Ortsveränderung deutlich ein, und bat, daß man auf ihn gar keine Rücksicht nehmen möge, indem er Trost in seiner Einsamkeit und Entfernung von allen seinen Kindern von Oben empfangen werde. Desto inniger schloß er sich an die Freunde der Brüder-Gemeine an, welche in seinem Hause ihre Versammlung hatten; und da Liebe das Element war, welches sein ganzes Thun regelte, so meinte er auch, daß er, bei seines Sohnes Abwesenheit, nur um so thätiger in der Fabrik sein, und ihm als ein guter Aufseher nützen müsse. Diese Treue war ihm um so mehr zu danken, als das Geschäft nach und nach eine andere Wendung genommen hatte, in welche er sich erst hineinarbeiten mußte. Vorzüglich nahm er sich der Beurtheilung der Malerei an, und nützte durch sein gutes, gesundes Urtheil auf alle Weise.

In diesem Jahre nahm er die Wittwe Krüger in seine Dienste, deren Pflege er in späterer Zeit, nach dem Hinscheiden seiner zweiten Frau, sehr bedurfte, da er nie geglaubt, daß er 90 Jahr alt werden würde. Um seine Kinder und Enkel in Berlin zu sehen, unternahm er seine letzte weite Reise, und erfreute sich dort der Liebe seiner Kinder und Kindeskinder mit dem dankbarsten Herzen. Er ließ sich von seinem Sohn in der Fabrik umher führen, die er seit 15 Jahren nicht gesehn, und unter den bittersten Erfahrungen seines Lebens gestiftet hatte. Ihr Flor reizte ihn zum lauten Dank für Gottes Segen.

In den letzten Jahren ward sein Gedächtniß immer schwächer und schwächer. Er klagte über Schwindel im Kopfe, bekam öfter Ohnmachten, kurz, die Spuren des hohen Alters meldeten sich deutlich bei ihm. Da er aber gewohnt war, Böses so wie Gutes aus der Hand des Herrn hinzunehmen, so ertrug er diese Schwächen mit großer Geduld und Ergebung,

und bat die ihn Besuchenden, seine Schwächen in Liebe zu ertragen. — Als er im Jahr 1826 sein Gesicht verlor, weinte er lange Zeit bittere Thränen über diesen neuen Verlust, neben dem des Gehörs, und indem sich nie ein Tropfen Bitterkeit seinen Thränen zumischte, so betete er zu dem Herrn, ihm deutlich zu machen, wo er noch nicht völlig geläutert sei, um auch das noch zu reinigen und auszumerzen durch Jesu Versöhnungs-Blut, was noch irdisch und unlauter sei, damit er hinübergehen könne, ohne zu herbe, schwere Erfahrungen zu machen. Sein Sinn war der eines Kindes, welches von Herzen lieb hat. Es wurde Allen, die ihn besuchten, wohl in seiner Nähe.

Die verschiedenen Besuche seiner Kinder gereichten ihm immer zur besondern Freude, und er hörte nicht auf, sie zu segnen, und dem Herrn zu danken, der Alles so wohl mit ihm gemacht hatte. Vorzüglich war es ihm in der letzten Zeit sehr erfreulich, daß seine äußeren Angelegenheiten, zur Zufriedenheit seiner Kinder, von seinem Sohn Heinrich so gut in Ordnung gebracht worden waren, daß er in dieser Hinsicht mit der größten Ruhe, ja mit Freudigkeit von hinnen scheiden konnte. Er hatte auch noch die Freude, seinen Sohn Ludwig, von Antigua kommend, bei sich zu sehen; dennoch nahm er den abermaligen Ruf desselben, nach Jamaika zu gehen, mit inniger Freude gegen Gott auf, und es war kaum Hoffnung vorhanden, daß er ihn wiedersehen werde. Nach einigen Jahren aber sah er ihn wieder, glücklich von Jamaika als Missionär zurückgekehrt, bei sich, und hatte eine innige Freude darüber, daß ihm die Bestimmung wurde, als Prediger bei der Brüder-Gemeine in Berlin angestellt zu werden.

Im Juni des Jahres 1829 besuchten ihn seine Söhne Heinrich und Ludwig zu gleicher Zeit, Ersterer in Begleitung seines Schwiegersohnes Reißiger auf einige Tage, Letzterer mit seiner Frau auf längere Zeit. Er meinte, nun werde ihm wohl der Heiland

die Gnade erweisen, ihn bald eingehen zu lassen in die Wohnungen des ewigen Friedens. Nur hatte er den Wunsch, in den Armen seiner Kinder heimgehen zu können. Deshalb bestellte er dem zuletzt Abschied nehmenden Sohn Ludwig, daß er ihm ja seinen Sohn Heinrich und dessen Frau Julie bald senden möge, damit sie nicht zu spät kämen, ihm die Augen zuzudrücken.

Als sie im August mit einer Enkelin wirklich kamen, und er sie an sein Herz drücken konnte, da kannte seine Freude keine Schranken, und machte sich durch einen Thränenstrom Luft. Alle Stunden, in denen er nicht schlief, verbrachte er im Dank-Gebet, und oft hörte man ihn des Nachts laut beten, daß ihn der Heiland in der jetzigeu Zeit heim holen möchte, während seine Kinder noch bei ihm wären. Es schien auch, als wenn er der Erhörung dieses Gebets immer sicherer würde, denn er richtete Alles noch selbst aus, was er thun konnte. So ertheilte er, noch einige Tage vor seinem letzten Krankheitszufall, allen den Seinigen, die mit seiner Pflege beschäftigt waren, ihre Gehalte, und meinte, als man ihm sagte, daß es noch zu früh sei: er möge es gern selbst noch thun. Ueber seine kleine kleine Enkelin, Adelheid Stobwasser, war er voller Freuden, und liebkosete sie, wie er sagte, für alle seine Enkelkinder mit. Diese Tage der Liebe waren aber seine letzten Tage. Sein Kopf war frei von allem Schwindel, und es herrschte eine rührende Heiterkeit in seinem Innern. Lauter Lob- und Dank-Gebete wurden bei ihm laut, und es war sehr erbaulich in seiner Nähe. Dennoch schien er gesund, und da die Zeit des Besuchs für seine Kinder verstrichen war, so rüsteten sie sich zur Abreise nach Hannover und Hamburg. Aber es war anders dort Oben beschlossen, wie die folgenden Zeilen ausführlich schildern werden, welche sein Sohn Heinrich von seinen letzten Tagen niederschrieb.

Die letzten Tage des lieben Vaters Stobwasser.

Der 27. August früh war zur Abreise für uns bestimmt, indem mich ein Geschäft nach Hamburg rief. Aber dem Vater sollte sein Lieblingswunsch erfüllt werden, in unsern Armen zu entschlafen. Er stand den Tag vorher gesund und munter auf, uud hatte eben seine Pfeife zu rauchen angefangen, als er seiner treuen Pflegerin sagte: „Nimm mir die Pfeife fort, mir wird so wunderlich." Zugleich bemerkte er, daß ihm sein linker Arm ganz erstorben sei. Er sandte sogleich zu uns, und als wir kamen, wies er auf seinen Kopf und sagte: „Hier im Kopfe sitzt es!" Wir glaubten, es sei sein letzter Augenblick; aber sein Heimgang sollte feierlicher und erbaulicher sein.

Als er in's Bett getragen wurde, waren der linke Arm und Fuß ohne Leben, und sein Kopf neigte sich fast von selbst auf die linke Seite, obgleich er sonst lieber rechts schlief. Der herbeigerufene homöopatische Arzt ließ ihm Senf-Pflaster auf Brust und Waden legen. Es erfolgte eine Erleichterung, und er verfiel in einen sanften Schlummer. Gegen 11 Uhr traf sein Stiefsohn, August von Röntgen, bei uns ein auf dessen Ankunft er sich sehr gefreut hatte, um ihn segnen zu können; denn er segnete Alle, die er lieb hatte, so daß sich die Liebe zu dem würdigen Greise bei Jedem verdoppelte. Aber der liebe Vater hatte für äußere Dinge kein Bewußtsein mehr; der Arzt erklärte, es sei ein Schlagfluß an der linken Seite, und wenn seine Arznei nicht mehr wirken könne, so werde vermuthlich die rechte Seite des Gehirns auch bald getroffen werden, und das Ende herbeiführen; weil aber der Puls noch sehr gut ging, und der Athem der eines Gesunden war, so konnte er die Zeit nicht angeben.

Den nächsten Tag fand der Arzt, daß die Arzenei dennoch gewirkt hatte. Der Kranke nahm Kakao und eingeweichtes Brot zu sich; die linke Seite fing an,

stark zu schwitzen, und der linke Fuß bekam wieder Leben. Wir gaben uns wirklich einiger Hoffnung hin, wiewohl ich nicht einsehen konnte, daß sein jetziger Zustand wünschenswerther sei, als vor dem Schlagflusse. Seine Aenderung hatte aber auf uns Alle den Einfluß einer mehr erheiterten Stimmung, und der Arzt war erstaunt über die Veränderung, die vorgegangen. Den 28sten früh verließ uns August von Röntgen. Desto unablässiger waren wir an dem Bette des scheidenden Pilgers. An diesem Tage bekam seine Sprache mehr Lebendigkeit; wir hörten ihn öfters beten:

O Herr, ich bitt' um Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut!

Die letzten Worte wiederholte er den ganzen Tag über. Im Allgemeinen schien die Besserung hervorgebracht zu haben, daß die Saite in seinem Gehirn, die noch am meisten eines Gedankens fähig war, anklingen konnte, nämlich die der Religion. Wenn man ihm einen bekannten geistlichen Vers ins Ohr rief, dann wiederholte er die letzten Worte. Sonst verbrachte er diesen Tag meist in sanftem Schlummer.

Den 29sten Sonnabends verlor der Arzt das Vertrauen zu einer längeren Erhaltung, obgleich noch viel Kraft vorhanden sei, Magen und Lunge vollkommen gesund wären, und der Puls immer noch gleich gut ging. Als Getränk hatte ich ihm Wasser mit Farinzucker gemischt, welches ihm sehr zu behagen schien, wenn ich es ihm im Löffel reichte. Welche Gnade hat mir Gott erzeigt, daß ich dem lechzenden Vater noch in seinen letzten Stunden eine Labung einflößen durfte!

Sonntags, den 30. August. Es lag mir daran, zu wissen, welchen Grad von Bewußtsein der ruhig schlummernde Vater besitze, und da er meine Stimme nicht gut verstehen konnte so bat ich seine treue Pflegerin, ihm einen seiner Lieblingsverse vor-

zulesen. Sie fing an, aus dem Gesangbuche, genannt die Stimme Zions, ihm den Anfang des 80sten Liedes ins Ohr zu rufen:

Jehovah ist mein Hirt! o große Seligkeit! —

Er horchte gleichsam hoch auf, und es schien, als wenn die Saite getroffen wurde, die nur noch in ihm klang, die Saite, die da sang von dem versöhnten Sünderherzen, welches das Eigenthum des Heilandes war. Sein Gesicht ward heiter, seine Züge verklärten sich gleichsam, und er sagte die folgenden Strophen des Liedes ohne viel Unterbrechung her:

Er selbst hat mir ein Mahl der Gnaden zubereit't,
Die höchste Majestät neigt sich zu mir herab,
Läßt Kron' und Szepter stehn, und wählt den Hirtenstab!
Ja, seine Liebesgluth trieb ihn in meine Noth:
Er litt und starb für mich den herben Kreuzes-Tod! —

Nachdem er die Worte „Kreuzes-Tod" noch einige Mal gleichsam begeistert ausgerufen, legte er sich wieder ruhig auf die linke Seite, und schlief ein. Als er nach einiger Zeit wieder aufzuwachen schien, fragte ihn die Pflegerin, da er die Hand seiner Tochter ergriff, ob er seine Tochter Julie kenne? Er horchte wieder gleichsam auf, und sagte: „Ja, aus Berlin." — Diese Worte waren das letzte Zeichen von äußerlicher Theilnahme. Seine innere Vereinigung mit dem Freund seiner Seele ließ ihn nicht weiter nach Außen hinschauen, und obgleich der Kampf schwer sein mußte, da Lunge, Herz und Magen völlig gesund waren, so war er doch sicherlich ohne Schmerzen, wie der Arzt ebenfalls behauptete.

Montags, den 31. August, fand ich den Vater bedeutend verändert. Er konnte das Getränk nicht mehr hinunterschlucken, welches ich ihm einflößen wollte. Sein Gesicht hatte schon den Eindruck des Todes bekommen. Es konnten ihm kaum noch einige Stunden erlaubt sein zu leben. Die Losung der Brüder-Gemeine hieß an diesem Tage: Gott, wir warten

Deiner Güte in Deinem Tempel (Ps. 48, V. 10.). Es war, der Ordnung der Brüder-Gemeine nach, der Festtag der Wittwer — der Tag seines höchsten Festes, der Tag der Vereinigung mit dem Heiland, der Tag des Wiedersehens aller geliebten Freunde, die ihm vorausgegangen waren. Der Text des Tages war eben so merkwürdig: Wir halten an der angebotenen Hoffnung, welche wir haben, als einem sichern und festen Anker unsrer Seelen! (Ebr. 6. V. 18. 19.) — Der Vers darunter hieß:

O Du, an den ich glaube,
Und den mein Geist umfaßt,
Der Du im Todesstaube
Für mich gelegen hast!
Auf Dein Verdienst und Leiden
Vertrau ich ganz allein;
Darauf will ich einst scheiden,
Und ewig bei Dir sein.

Es kamen jetzt mehrere Brüder der hiesigen Versammlung, und sahen ihn, der ihr Vorbild und ihr Lehrer gewesen war. Sie erzählten sich Alle seine Ermunterungen zur Liebe gegen den Heiland. Es waren erbauliche Reden, die man gar gern hört von einem geliebten scheidenden Gerechten.

An diesem Tage kamen wir nicht von der Seite des geliebten Vaters, und mannigfache Gedanken wurden wach, wenn man das Gesicht betrachtete, dem Schmerz und Freude zugleich anzusehen waren. Es mochten große Dinge im Innern mit ihm vorgehen, der sich schon längst gesehnt hatte, zu dem Heiland heim zu gehen. Er lag aber mit der größten Ruhe da. Der ganze Körper war mit warmem Schweiß bedeckt. Ich hörte nicht auf seine Pulsschläge zu zählen. Gegen 8 Uhr Abends setzte der Athem öfters aus, und die Fingerspitzen fingen an kälter zu werden. Es war gerade die Zeit der Versammlung der Freunde der Brüdergemeinde, und im benachbarten Bet-Saale

ward laut für ihn gebetet und gesungen. Meine Frau setzte sich mit Adelheid zu seinen Füßen; ich saß an seinem Haupte, und umher versammelten sich die guten Brüder und Schwestern, die aus dem Bet-Saal kamen, um die letzten Augenblicke dessen zu sehen, der ihnen vor Allen lieb und theuer gewesen war. Ich ermunterte sie und den Missionar Schreiber von der Brüder-Gemeine dem Scheidenden zu seinem Heimgange einige Verse zu singen. — Als wir eben sangen:

O wie schön wird's neue Lied
Vor dem Thron des Lammes klingen,
Wo man, was man glaubte, sieht —

hob sich das müde Haupt empor, der Mund öffnete sich und ließ den letzten Athem entfliehen. Der Herr und Heiland nahm die Seele auf zu sich in seine himmlische Herrlichkeit, und bei den Worten:

Wie harmonisch wird man singen
Bei der Harfen himmlischem Getön;
O wie schön! O wie schön!

legte sich das Haupt wieder auf die linke Seite, der Mund zog sich zusammen, und die Ruhe und Seligkeit war auf dem Gesicht zu lesen, welches nur der Abdruck des religiösen Friedens seiner Seele gewesen war. Der Missionar Schreiber trat sodann an das Bett, und sprach einige wichtige Worte. Nachher ward noch ein Vers gesungen, und ich fiel meiner Frau gerührt in die Arme, mit dem innigen Wunsch unsrer Herzen, daß es dem Herrn gefallen möge, uns dereinst auch den Tod eines Gerechten sterben zu lassen.

Von den Schillingsbüchern des Rauhen Hauses erschienen bisher:

Nr. 1. Der getröstete Bauersmann. Das Leid der theuren Zeit. 3. Aufl. Nr 2. Die arme Frau Dortel am Weihnachtsabend. 4. Aufl. 3 u. 4. Zweiundzwanzig schöne geistliche Hauslieder von Dr. M. Luther. N. Herrmann u. A.. gesammelt von H. A. Seidel. 2. Aufl. 5 u. 6. Ein alter treuer Freund und Weltverbesserer aus dem deutschen Volke, demselben freundlichst in Erinnerung gebracht im Jahre 1848 von Ad. Krüger. 2. Aufl. 7. August Hobelmann. Aus seinen Kinderjahren. 4. Aufl. 8 u. 9. Martha die Stiefmutter. Eine Dorfgeschichte. 4. Aufl. 10 u. 11. Die Perle der Tage oder die schottische Gärtnerstochter. I. 4. Aufl. 12. Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen. 3. Aufl. 13 u. 14. Die Perle der Tage. Der Segen einer würdigen Sonntagsfeier. II. 4. Aufl. 15 u. 16. Geschichte des neumodischen Philosophen und Volksbeglückers Herrn Wähner. 3. Aufl. 17. Die gute Frau Gerhard, oder zwei Tage in Herrestad. 3. Aufl. 18. Lorenz der Freigemeindler. Eine Dorfgeschichte. 3. Aufl. 19 u. 20. Peter Nissen, der reiche Bauer. Dem Leben nach erzählt. 2. Aufl. 21 u. 22. Elisabeth Merz, oder drei Tage aus dem Leben einer Näherin. 3. Aufl. 23 u. 24. Martha Reed. Eine wahre Lebensgeschichte. 2. Aufl. 25. Stillleben der Vorstadt 2. Aufl 26 u. 27. Magdalene Lenz, oder Muttertreue. Von der Verf. der Elisabeth Merz. 28. Lieder und Sprüche für Jung u. Alt 2. Aufl. 29 u. 30. Der Schulze Gottlieb zu Neuendorf, Amts- und Lebensspiegel für christliche Schulzen, Schöffen und Gemeindevorsteher. 2. Aufl. 31 u. 32. Johann Friedrich der Großmüthige, Churfürst von Sachsen, der Bekenner und Märtyrer für den evangelischen Glauben. 2. Aufl. 33 u. 34. Hans Middleton. Aus dem Englischen. 35 u. 36. Johann der Beständige, Churfürst von Sachsen, der heldenmüthige Bekenner des evangelischen Glaubens. 2. Aufl 37 u. 38. Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen. der Beschützer des evangel. Glaubens. 39 u. 40. Monica. Ein Lebensbild. 2. Aufl. 41. Der Schiffer von Helgoland. 42 u. 43. Marie. Eine Dorfgeschichte. 44, 45 u. 46. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. 49 u. 50. Des Greises Heimath. Aus dem Englischen übersetzt. 51 u. 52. Louise Schöpler, Pfarrer Oberlin's Dienstmagd, von Bodemann.

Einzelne Nummern 1 Sgr. od. 1 ß
Doppel = Nummern 2 Sgr. od. 2 ß

☞ Von den Schillingsbüchern werden je 25 Exempl. der einzelnen Nummern für 16 Sgr. od. 1 ℳ 4 ß geliefert; 25 Ex. der Doppel-Nummern also für 1 Rthl. 2 Sgr. od. 2 ℳ 8 ß

Von den Schillingsbüchern des Rauhen Hauses erschienen bisher:

Nr. 1. Der getröstete Bauersmann. Das Leid der theuren Zeit. 3. Aufl. Nr 2. Die arme Frau Dortel am Weihnachtsabend. 4. Aufl. 3 u. 4. Zweiundzwanzig schöne geistliche Hauslieder von Dr. M. Luther. N. Herrmann u. A.. gesammelt von H. A. Seidel. 2. Aufl. 5 u. 6. Ein alter treuer Freund und Weltverbesserer aus dem deutschen Volke, demselben freundlichst in Erinnerung gebracht im Jahre 1848 von Ad. Krüger. 2. Aufl. 7. August Hobelmann. Aus seinen Kinderjahren. 4. Aufl. 8 u. 9. Martha die Stiefmutter. Eine Dorfgeschichte. 4. Aufl. 10 u. 11. Die Perle der Tage oder die schottische Gärtnerstochter. I. 4. Aufl. 12. Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen. 3. Aufl. 13 u. 14. Die Perle der Tage. Der Segen einer würdigen Sonntagsfeier. II. 4. Aufl. 15 u. 16. Geschichte des neumodischen Philosophen und Volksbeglückers Herrn Wähner. 3. Aufl. 17. Die gute Frau Gerhard, oder zwei Tage in Herrestad. 3. Aufl. 18. Lorenz der Freigemeindler. Eine Dorfgeschichte. 3. Aufl. 19 u. 20. Peter Nissen, der reiche Bauer. Dem Leben nach erzählt. 2. Aufl. 21 u. 22. Elisabeth Merz, oder drei Tage aus dem Leben einer Näherin. 3. Aufl. 23 u. 24. Martha Reed. Eine wahre Lebensgeschichte. 2. Aufl. 25. Stillleben der Vorstadt 2. Aufl 26 u. 27. Magdalene Lenz, oder Muttertreue. Von der Verf. der Elisabeth Merz. 28. Lieder und Sprüche für Jung u. Alt 2. Aufl. 29 u. 30. Der Schulze Gottlieb zu Neuendorf, Amts- und Lebensspiegel für christliche Schulzen, Schöffen und Gemeindevorsteher. 2. Aufl. 31 u. 32. Johann Friedrich der Großmüthige, Churfürst von Sachsen, der Bekenner und Märtyrer für den evangelischen Glauben. 2. Aufl. 33 u. 34. Hans Middleton. Aus dem Englischen. 35 u. 36. Johann der Beständige, Churfürst von Sachsen, der heldenmüthige Bekenner des evangelischen Glaubens. 2. Aufl 37 u. 38. Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen. der Beschützer des evangel. Glaubens. 39 u. 40. Monica. Ein Lebensbild. 2. Aufl. 41. Der Schiffer von Helgoland. 42 u. 43. Marie. Eine Dorfgeschichte. 44, 45 u. 46. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. 49 u. 50. Des Greises Heimath. Aus dem Englischen übersetzt. 51 u. 52. Louise Schöpler, Pfarrer Oberlin's Dienstmagd, von Bodemann.

Einzelne Nummern 1 Sgr. od. 1 ß
Doppel-Nummern 2 Sgr. od. 2 ß

☞ Von den Schillingsbüchern werden je 25 Exempl. der einzelnen Nummern für 16 Sgr. od. 1 ℳ 4 ß geliefert; 25 Ex. der Doppel-Nummern also für 1 ℛ 2 Sgr. od. 2 ℳ 8 ß

Von den Schillingsbüchern des Rauhen Hauses erschienen bisher:

Nr. 1. Der getröstete Bauersmann. Das Leid der theuren Zeit. 3. Aufl. Nr 2. Die arme Frau Dortel am Weihnachtsabend. 4. Aufl. 3 u. 4. Zweiundzwanzig schöne geistliche Hauslieder von Dr. M. Luther. N. Herrmann u. A.. gesammelt von H. A. Seidel. 2. Aufl. 5 u. 6. Ein alter treuer Freund und Weltverbesserer aus dem deutschen Volke, demselben freundlichst in Erinnerung gebracht im Jahre 1848 von Ad. Krüger. 2. Aufl. 7. August Hobelmann. Aus seinen Kinderjahren. 4. Aufl. 8 u. 9. Martha die Stiefmutter. Eine Dorfgeschichte. 4. Aufl. 10 u. 11. Die Perle der Tage oder die schottische Gärtnerstochter. I. 4. Aufl. 12. Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen. 3. Aufl. 13 u. 14. Die Perle der Tage. Der Segen einer würdigen Sonntagsfeier. II. 4. Aufl. 15 u. 16. Geschichte des neumodischen Philosophen und Volksbeglückers Herrn Wähner. 3. Aufl. 17. Die gute Frau Gerhard, oder zwei Tage in Herrestad. 3. Aufl. 18. Lorenz der Freigemeindler. Eine Dorfgeschichte. 3. Aufl. 19 u. 20. Peter Nissen, der reiche Bauer. Dem Leben nach erzählt. 2. Aufl. 21 u. 22. Elisabeth Merz, oder drei Tage aus dem Leben einer Näherin. 3. Aufl. 23 u. 24. Martha Reed. Eine wahre Lebensgeschichte. 2. Aufl. 25. Stillleben der Vorstadt 2. Aufl 26 u. 27. Magdalene Lenz, oder Muttertreue. Von der Verf. der Elisabeth Merz. 28. Lieder und Sprüche für Jung u. Alt 2. Aufl. 29 u. 30. Der Schulze Gottlieb zu Neuendorf, Amts- und Lebensspiegel für christliche Schulzen, Schöffen und Gemeindevorsteher. 2. Aufl. 31 u. 32. Johann Friedrich der Großmüthige, Churfürst von Sachsen, der Bekenner und Märtyrer für den evangelischen Glauben. 2. Aufl. 33 u. 34. Hans Middleton. Aus dem Englischen. 35 u. 36. Johann der Beständige, Churfürst von Sachsen, der heldenmüthige Bekenner des evangelischen Glaubens. 2. Aufl 37 u. 38. Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen. der Beschützer des evangel. Glaubens. 39 u. 40. Monica. Ein Lebensbild. 2. Aufl. 41. Der Schiffer von Helgoland. 42 u. 43. Marie. Eine Dorfgeschichte. 44, 45 u. 46. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. 49 u. 50. Des Greises Heimath. Aus dem Englischen übersetzt. 51 u. 52. Louise Schöpler, Pfarrer Oberlin's Dienstmagd, von Bodemann.

Einzelne Nummern 1 Sgr. od. 1 ß
Doppel-Nummern 2 Sgr. od. 2 ß

☞ Von den Schillingsbüchern werden je 25 Exempl. der einzelnen Nummern für 16 Sgr. od. 1 ℳ 4 ß geliefert; 25 Ex. der Doppel-Nummern also für 1 ℛ 2 Sgr. od. 2 ℳ 8 ß